

Verbundkatalog Kalliope

Zur Einführung [zu "Thomas Mann. Eine Auslese". Einleitungen zu den ausgewählten Werken.]

Mann, Erika

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

zu Thomas Mann

9/11 Wallbaum

1

ZUR EINFÜHRUNG

- Kap. 1 + 1 1/2 ausgegl.

14 Wallbaum

10'

Hochzeit in der Münchner Arcisstrasse. Ein berühmter Schriftsteller - wie jung er noch ist! - führt Katja heim, - weg aus dem elterlichen Palais und fort von den Brüdern. Sie hat deren vier, - der jüngste ist ihr Zwilling, und gerade er, so hört man, ist für diese Heirat gewesen. Die Mutter übrigens auch. Nur der Vater wollte nicht so recht, obwohl gegen den Freier rein gar nichts einzuwenden war. Alfred Pringsheim, königlicher Universitätsprofessor, Kunstsammler von Rang und aktiver Richard Wagner-Enthusiast, liebt nur einfach sein Töchterchen zu sehr, um es irgend einem Freier anzuvertrauen. Wozu denn auch hat die Kleine als erste Münchnerin das Abitur gemacht (nach privater Vorbereitung - ein Mädchen-Gymnasium gab es längst noch nicht), wozu studierte sie so erfolgreich, - Mathematik beim Papa und Physik beim grossen Röntgen, - wenn sie nun alles hinwerfen und Hausfrau werden sollte? Ein Glück nur, dass dieser "Tommy" von Wagner soviel verstand. Ganz wie der Professor konnte er die Opern auswendig; mühelos unterhielt man sich in Wagnerziten. - Die Mutter - Hedwig, geborene Dohm, - ist so schön, dass sie immerzu gemalt wird, - Lenbach und Kaulbach überbieten einander in portraistischen Glanzstücken. Aber auch Katja ist reizend - und nun will sie fort.

Der Bräutigam stammt aus dem Norden. Sein Vater, Patrizier, Chef der ehrwürdigen Firma Johann Siegmund Mann - Getreide Import- und Export - ist zu Lübeck Senator gewesen. Die Mutter freilich kam aus Brasilien, eine dunkle Schönheit spanisch-portugiesischen Typs, der man den deutschen Vater nicht ansieht. Tommy, der Viertelsportugiese, könnte gleichfalls Südländer sein, hätte er nicht den hellen Blick seiner nordischen Ahnen.

- = kursiv

Als er - an einem Sonntag! - zur Welt kam, war Bruder Heinrich schon da. Zwei Schwestern, Julia und Carla, folgten bald, während Viktor, das Nesthäkchen, sich Zeit liess. Bei seiner Geburt war Thomas ~~schon~~ fünfzehn, ein verträumter junger Herr und miserabler Schüler, der nicht nur nichts verstand von Getreide Import und Export, sondern auch nichts davon verstehen wollte. Um Heinrich war es nicht besser bestellt. Kühl hatte er dem Vater erklärt, die Firma übernehme er keinesfalls, - er sei zum Künstler geboren. So weit ging Tommy nicht. Doch der Senator wusste: auch dieser Erbe gab keinen Firmenchef ab -, und der jüngste lag in der Wiege. Schweren Herzens verfügte er testamentarisch die Liquidierung des alten Handelshauses. Dann starb er, - überraschend zwar, aber kaum völlig ungewollt. Immer hatte er am Rand seiner Kräfte gelebt, - nun war er fertig.

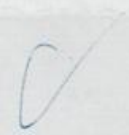
Mit Kind und Kegel zog die Witwe nach München. Dort trat Tommy, der "Brävere", in eine Versicherungsgesellschaft ein, während Heinrich bereits als freier Schriftsteller lebte. Carla, schön, blond und üppig, wollte zur Bühne. Die zarte Julia dagegen musste wohl heiraten, - eine Vorstellung, zu "wirklich", um den Geschwistern lieb zu sein. Welt und Wirklichkeit standen sie mit gelindem Misstrauen gegenüber. "Der Ernst des Lebens", - gewiss, er würde hereinbrechen. Was vorläufig zählte, waren Spiel, Traum, Spott, Erinnerung, Sehnsucht und das Mann'sche Familien-Lachen, das ihnen allen gemein war.

Ganz unbegründet - das hat sich gezeigt - war sie nicht, die Abwehr-Haltung dieser Manns dem praktischen Leben gegenüber. Carla, deren Talent nicht hinreichte, ging früh in den Tod, und freiwillig machte auch Julia sich davon. Ein wenig geliebter Gatte war ihr vorangegangen. - Als völlig "normal", ein bayerischer ~~Bourgeois~~ Lausbub, wuchs nur Viktor heran. Und dann hat selbst er, Bankbeamter in mittleren Jahren, plötzlich ein Buch geschrieben, das Aufsehen erregte. Doch da war der Autor schon tot.

Fast schien es, als habe alle Kraft, die der Familie geblieben war, sich in den beiden Ältesten geballt. Woher freilich kam den Nachfahren so vieler Kaufmannsgeschlechter das eklatante Schriftsteller-Talent? Sie meinten es zu wissen: die Blutmischung war es, die sie zu Künstlern machte - und ihre menschliche Problematik bedingte. "Zwischen den Rassen", so heisst ein früher Roman von Heinrich, und auch bei Thomas findet das reizvoll schillernde Thema sich vielfach angespielt.



Tommy "versicherte" wenig und schrieb desto mehr. Frühe Erzählungen erschienen in literarischen Zeitschriften und gefielen. 1898 gab er bei S.Fischer einen ersten Novellenband heraus, "Der kleine Herr Friedemann", und machte sich flugs an einen Roman. Ihn nannte er "Buddenbrooks. Verfall einer Familie". Drei Jahre wandte er an das Buch, welches, endlich bei Fischer eingeliefert, als zu umfangreich abgelehnt wurde. Oder nein: eine Ablehnung lag eigentlich nicht vor. "Nur" um die Hälfte sollte das Ding gekürzt werden. Handlich, übersichtlich und preiswert, wie es dann sein würde, wollte der Verlag es gern in Druck geben. Der junge Autor - knapp



fünfundzwanzigjährig - weigerte sich standhaft. "Ganz oder gar nicht!", liess er wissen. Nicht nur brauche eine lange Geschichte durchaus nicht langweilig zu sein,- erst ihre Ausführlichkeit mache sie - unter Umständen - interessant,- dann nämlich, wenn sie zum Wesen gehöre eines Buches, dem durch Kürzungen der denkbar schwerste Schaden zugefügt würde, etc.pp.

S. Fischer gab nach, und zwei Jahre später war ~~das~~ Werk wie Autor berühmt.

Man brauchte die "Buddenbrooks" nur gelesen zu haben, um eine Menge zu wissen über den Verfasser und seine Herkunft. Denn dass der Roman die Vaterstadt meinte, und die eigene Familie im Mittelpunkt stand, war unverkennbar, auch wenn keine Ich-Figur deutlich wurde. Die fand sich dafür in der grossen Novelle, die T. M. folgen liess,- "Tonio Kröger". Hier sprach - fast unverhüllt - der Autor von sich selbst. Wer diese Erzählung gelesen hatte, der war imBilde.

Katja war im Bilde. Dass sie es nicht ganz leicht haben würde an der Seite des Erwählten, wusste sie. Er war ein schwieriges Sonntagskind,- vom Schicksal begünstigt, doch nicht geneigt, sich auf sein Glück zu verlassen,- entschlossen vielmehr zu strenger Leistung, äusserster Hingabe an sein künstlerisches Tun.

Heiter und prächtig verlief die Hochzeit. Man schrieb den 11. Februar 1905, und neun Monate später war auch das Kind schon da, das erste von sechsen. Sie nannten es Erika. Ich war nun auf der Welt.

Des Vaters Schnurrbart kitzelte,- das ist meine früheste Erinnerung. Er trug mich herum und zeigte mir die Bücher. "Das grüne Buch", sagte er eindringlich, "und das ro-te Buch!". Aber damals gab es das Brüderchen bereits, das Klaus hiess oder "Klausi", woraus ich "Aissi" machte. Besser konnte ich's nicht.



Wann fingen wir an, zu begreifen, dass der Vater ein Schriftsteller und dass er berühmt war ? Ziemlich früh, will mir scheinen, - mit Hilfe der Leute.

Die Leute waren dumm. Sie sprachen unsere Kinderfrau an, - die Anna mit den blauen Backen, - nannten uns "Dichterkinder", fanden uns "apart" und wollten wissen, ob der Papa wieder was Schönes schreibe. Wir schwiegen trotzig, aber der blauen Anna gefiel dies alles. Sie war stolz.

Der Papa spielte mit uns. Und er zeichnete. Warum war er nicht Maler geworden ? Und warum haben wir nicht besser aufgepasst auf die Karikaturen, die da so leichthin entstanden ? Weg sind sie, - "Der brasilianische Gesandte", dämonisch aber flott, mit gepflegtem schwarzem Spitzbart, und "Ein Ballherr feinster Art", betörend elegant, mit Monokel und herrlich sitzendem Frack. Tja, meinte der Künstler, natürlich hätt' ich gekonnt, aber ich musste nicht, und schreiben, das musste ich leider. - Wie schön auch hat er Geige gespielt! Musiker ? "Natürlich", - auch das hätte er werden können. Nur musste er nicht, und wer in der Kunst nicht unbedingt muss, der soll die Finger davon lassen! Gefälligst bleibe er Versicherungsbeamter oder werde sonst was Rechtes, - verstanden ? - Entzückt beschauten wir uns die Zeichnungen. Und er hätte, dachten wir, doch Maler werden sollen. Oder Musiker...

Der Papa erzählte. Wann war es, dass er von Italien berichtete, wo er ein Jahr mit dem Onkel Heinrich verbrachte und anfang, die "Buddenbrooks" zu schreiben ? ^{Wir waren} ~~Mama und Onkel~~ unser schon vier, - Golo und Moni, "die Kleinen", hatten sich eingefunden, - ~~und wir erfuhren, wie lustig es war, im Oertchen~~ und wir erfuhren, wie lustig es war, im Oertchen Palestrina. Der Hund (immer gab es einen Hund) hiess Titi oder wurde so genannt. In Wahrheit hiess er "Titino Frass von Forschertrieb Hyäne". Er hatte nette dunkle Augen, - weshalb ich ihm ähnlich sah und meinerseits häufig "Titi" hiess. Das hat sich dann später gelegt. - Der Papa und der Onkel hatten sehr wenig Geld. Wenn sie gar keins mehr hatten, mussten sie telegraphieren. Ihre Mama (unsere Omama) war hilfsbereit. "Grässlich auf den Hinterkopf geschlagen erbitten sofort ~~ein~~ Mark einhundert." Die arme Mama. Sie glaubte und schickte, - obwohl doch kaum einzusehen war, wozu zwei junge Menschen so viel Geld benötigten, nur, weil sie auf den Hinterkopf geschlagen waren, - grässlich oder nicht. Nun, sie hätte wohl jedenfalls geschickt.



Die Beziehung zwischen den Brüdern - das wurde uns später erst klar - war immer prekär gewesen. Als Buben teilten sie ein ~~Zimmer~~, aber schon die vier Jahre Altersunterschied hätten eine gewisse Distanz gesetzt, auch wenn Heinrich sich weniger kühl, kritisch und überlegen gegeben hätte. Und dann haben sie einmal ein ganzes Jahr lang kein Wort miteinander gewechselt. Woher plötzlich diese Vereisung? Wir erfuhren es nie, - vermutlich, weil wir nie danach fragten. Und warum fragten wir nicht? Weil schlüssige Antwort kaum zu erwarten war. "Das ergab sich wohl so", hätte der Vater gesagt; "Heinrich konnte sehr kränkend sein."



Der Onkel, so schien uns, war nicht kinderlieb. Er besuchte uns oft,- in München, auch in unserem Tölzer Landhaus, aber ^{um} uns Kinder kümmerte er sich nicht. Da hatten wir ganz andere Onkels,- die Brüder meiner Mutter oder solche, die gar nicht verwandt waren. Diese Onkels,- der Bruno Frank etwa oder der Hans Reisiger oder der herrliche Bruno Walter, der grosse Dirigent und Generalmusikdirektor,- die waren richtig. Der Onkel Heinrich dagegen,- na ja. Dass auch er ein bedeutender Schriftsteller war, wussten wir immerhin. Und als einer von uns - es war der Klaus - seinerseits zu schreiben begann, da blieb der Onkel nicht ohne Einfluss auf ihn. Dass er überdies äusserst nett und hilfsbereit sein konnte, merkten wir schliesslich gleichfalls.

Die Tageseinteilung des Vaters, den wir "Zauberer" nannten, änderte sich nie. Alle Vormittage verbrachte er am Schreibtisch, wandte "die besten und würdigsten Stunden" an die jeweilige "Hauptsache", das Werk, dem sein Tryachten vornehmlich galt. Von neun bis zwölf oder halb eins wurde geschrieben, unter allen Umständen, auch Sonn- und Feiertags und auch, wenn der Schreibende krank war. Nur Fieber oder eine gebrochene Schulter (die rechte!) konnte die Arbeit unterbrechen, und als er, siebzigjährig, erstmals im Krankenhaus lag (eine Lungenoperation war nötig geworden), erstaunte er alle Welt durch die Behendigkeit, mit der er gesund wurde. Das Buch ("Doktor Faustus") wartete,- man musste sich eilen!

Er schrieb langsam. Zwei druckreife Seiten täglich,- mehr war es nicht, was er sich lieferte. Auf jeden Satz kam es an, jedes Wort wollte gewogen und verantwortet sein.

Mittags kam der Spaziergang,- ein bis anderthalb Stunden lang. Mit Hund. Dann wurde gegessen, dann gelesen und dann geruht. Von vier bis halb sechs war Siesta - unter allen Umständen. Anschliessend gab es Tee, und die Zeit bis zum Abendessen gehörte kleineren Arbeiten,- "Nebendingen", und einer Korrespondenz, die aus bescheidenen Anfängen unbarmherzig ins Weltweite wuchs. Nachtsch wieder Lektüre, Quellenstudium oder, in späteren Jahren, Plattenkonzert.

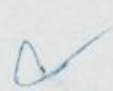


Lebte man ungesellig ? Nein. Nur, dass es galt, häuszuhalten mit der kostbaren Zeit. Gäste erschienen zum Essen oder kamen zum Tee, und ihre Besuche wurden erwidert. Nächtliches war zu vermeiden. Wollte jemand sich ergiebig aussprechen, wünschte er einen schwierigen Rat, dann ~~man~~ nahm man ihn mit auf den Spaziergang - opferwilliger Weise. Denn nun war diese Zeit der Arbeit verloren: Planen, konzipieren, verwerfen, ausmalen,- dies tat man am besten beim Wandern. Bewegung und frische Luft wirken anregend, und der Hund belustigt, ohne zu stören.

T. M. liess sich gern belustigen. Ich, zum Beispiel, brachte ihn oft zum Lachen, und die Schwäche, die er für mich hatte, verdanke ich nicht zuletzt meiner Albernheit. Mochte ich widerspenstig sein und schlecht in der Schule,- ich machte Lehrer und Mitschüler nach,-auch die Gäste,-sprach in vielen Dialekten, mit fremden Akzenten und ersann Narreteien, die ihn ergötzten. "Man könnte die Leute wohl amüsieren, wenn sie nur amüsabel/wären!",- das ist Goethe, T. M. aus dem Herzen geschrieben. "Amüsabler" als er konnte man nicht sein.

Erfreulich also, dass er sich so gut mit sich selbst unterhielt. Noch sehe ich uns in seinem Münchner Arbeitszimmer. Es ist "nach dem Tee", und er hat uns Kinder gerufen,- die vier "Grossen",- die beiden Jüngsten sind noch zu klein. "Mielein" (so nennen wir die Mutter) ist natürlich dabei, und "Der Zauberer" liest vor. Sobald er einen Abschnitt fertig hat, tut er dies. Er liest glänzend. Wenn es aber komisch wird, dann kann er nicht weiter. Vor Lachen. Wir alle haben losgelacht, vorsichtig prustend, doch er lacht aus dem Vollen und so, als sei er völlig überrascht und überrumpelt von dem, was da steht.

Nur während des Ersten Weltkriegs entfielen diese Stunden. Was er damals schrieb, die "Betrachtungen eines Unpolitischen",- ein höchst politisches Buch, war ungeeignet,- zu schwierig für Kinder und übrigens (soviel wussten wir) irgendwie gegen den Onkel Heinrich gerichtet, mit dem wir jetzt verkracht waren. Der Onkel war nicht nur



Pazifist (schlimm genug!), er gab auch ~~manch~~ uns Deutschen Schuld am Kriege und hielt es heimlich mit Frankreich (ungeheuer schlimm!). Kein Wunder, dass der Zauberer zornig war. Um die bereits versalzene Suppe vollends zu verderben, hatte, in einem Aufsatz über Emile Zola, Heinrich sich ~~unangenehm~~ sehr beleidigend über den Bruder geäußert. Der Name, versteht sich, war nicht genannt, der Angriff aber "sass". Man kannte das ja: Heinrich konnte sehr kränkend sein. Wie in grauer Vorzeit hatte Vereisung eingesetzt und wollte lange nicht weichen. Erst als anno 1922 Heinrich auf den Tod lag, erschien Thomas mit Blumen am Krankenbett. Von nun an war und blieb man gut Freund.

Normaler
Absatz!

HW

□ In München, Südfrankreich und der Schweiz, im Osten und Westen Amerikas, - überall auf den grossen Wanderschaften, die es zu bestehen galt, wurde vorgelesen. Durch die Jahrzehnte klingt die väterliche Stimme, - sonor, nicht eigentlich kräftig, aber äusserst wandlungsfähig und reich nuanciert. Geschichten und Essays; "Der Zauberberg" und "Joseph"; "Lotte in Weimar", "Doktor Faustus", "Felix Krull", - dies alles ~~entstand~~ entstand unter unseren Augen, wir hörten es entstehen. Freilich: wir hatten unsere eigenen Aufgaben zu lösen, unsere Leben irgendwie zu zwingen, - oft fern vom häuslichen Herd. Derweil hexte der Zauberer weiter, und kaum fanden wir uns wieder zusammen, wurde nachgeholt, - Abend für Abend ertönte die Stimme, schien Ordnung zu bringen in die wirren und blutigen Läufe, brachte "höhere Heiterkeit" in die Mühsal und Kontinuität in die Zerrissenheit. Es war gut, ihr zu lauschen.

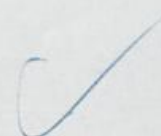
Je älter er wurde, desto zugänglicher, ja weicher schien er. Hatte seine schwierige Jugend "Kühle" vorgetäuscht, und war noch der Mann scheinbar fern gewesen, steif oft und konventionell (aus Scheu!), so gab er sich jetzt gelockert, konnte sehr "nah" und zärtlich sein. Auch hatte die Emigration neuartige Beziehungen geschaffen und die Freundschaft mit den Kollegen vertieft. Werfel und Alfred

✓

Neumann; Feuchtwanger, Döblin und Leonhard Frank; Wilhelm Speyer, Ludwig Marcuse und Theodor Adorno, - sie alle lebten an der californischen Küste und bildeten einen Kreis, wie er "daheim" kaum denkbar gewesen wäre. Bruno Frank hatte immer zu den Nächsten gehört, Bruno Walter desgleichen, und Bert Brecht, obwohl er sich abseits hielt, war doch einer der Unseren. Andere, die im Osten des Landes hausten, - Annette Kolb, Martin Gumpert, Fritz von Unruh, Oskar Maria Graf, um nur Einige zu nennen, traf man alljährlich in New York, wechselte Briefe mit ihnen und erhielt den Kontakt lebendig.

Viele waren erst 1940, nach dem Fall von Frankreich, zu uns gestossen, - Heinrich vor allem, der aus Nizza kam. Die Flucht, - zu Fuss über die Pyrenäen und durch das gefährliche Spanien, wo der Franco-Faschismus herrschte, war keine Kleinigkeit gewesen, - zu schweigen davon, dass niemand Geld hatte, auch wir nicht. Wo der heimische Markt entfällt, lebt der Schriftsteller von dem, was die Uebersetzungen bringen, und das ~~muss~~^{reicht} - günstigsten Falles - knapp ~~gegenüber~~ für den eigenen Bedarf. Aber andere hungern, man muss ihnen helfen, und ach, man wird ständig überschätzt. Auf Pump hat man sich ein Haus gebaut, von Vorschüssen lebt man, - auch von den Vorträgen, die soviel Kraft kosten. Man schreibt sie auf deutsch, lässt sie übersetzen, studiert sie mühselig ein, wobei zahllose Zeichen anzubringen sind, der Aussprache wegen. Am Ende wirkt das Lese-Exemplar wie ein verschlüsseltes Geheimdokument. Und dann tut man, als sei alles ganz leicht. Mit Bravour legt man die Rede hin, bewundert vom Publikum, beneidet von solchen, die nicht englisch lernen, sich nicht abstrapazieren, nicht eindringen wollen in die Fremde. Es gibt ihrer viele.

Manche verdienten beim Film oder lehrten. Der grosse Rest bedurfte der Unterstützung, und fast immer war es T. M., auf den gezählt wurde. Da hiess es denn sammeln, betteln, Aufrufe erlassen, "parties" geben, bei denen gesammelt, gebettelt, aufgerufen wurde. Ein Fass ohne Boden, ein leckes Schiff im Sturm, - das war die Emigration..



Sie war nicht gut. Und doch - selbst sie hatte lichtere Seiten. Viele Länder und Völker, - der Exilant lernt sie kennen, sehr anders als der Tourist. Der Reisende und der Flüchtling - ein Gegensatzpaar. Allbeliebt der eine, zur Not geduldet der andere. Der Erste mit seinem Land im Rücken, der Zweite mit dem Rücken gegen eine Eiswand, von der nicht abzugleiten ein Dauer-Kunststück ist. Begegnet dem Flüchtling Güte, wie hoch weiss er sie zu schätzen. Und findet er draussen Freunde, wie dankbar ist er!

T. M. war dankbar. Das schwierige Sonntagskind wusste : Ich habe es schwer gehabt, doch über meinem Leben hat Gnade gewaltet. - - Sie lag, diese Gnade, in seiner - trotz der Schule - glücklichen Jugend; in seinem Talent und darin, dass er - trotz grosser Erschöpfbarkeit - die Kraft aufbrachte, das Aeusserste daraus zu machen; darin, dass er die Frau fand, ohne deren schützende Liebe, zarte Tüchtigkeit, tapfere, gescheite und heitere Gegenwart den Ansprüchen kaum zu genügen war, die er an sich stellte; auch darin, dass er seine Kinder liebte und keins ihm missraten schien; und darin, dass er schliesslich heimfand nach dem alten Europa und am Ende in der Schweiz ein nettes Haus besass, überm Zürichsee, - "die letzte Adresse", nach so vielen, die nicht dauern konnten.

Sein Ende war sanft. Sein Grab liegt in Kilchberg. Und seinen Nachlass, - die Manuskripte, Briefe, Bücher, den Schreibtisch, ja das ganze Arbeitszimmer, - haben wir verschenkt. Das Zürcher Thomas Mann-Archiv, der Eidgenössischen Technischen Hochschule angegliedert und befindlich im ehrwürdig-patrizischen "Bodmerhaus", ist zur höchst lebendigen Studienstätte geworden für junge Leute aus vieler Herren Länder. Wie sehr hätte ihn dies erfreut!

* * * * *



ZUR EINFÜHRUNG

Hochzeit in der Münchner Arcisstrasse. Ein berühmter Schriftsteller - wie jung er noch ist! - führt Katja heim, - weg aus dem elterlichen Palais und fort von den Brüdern. Sie hat deren vier, - der jüngste ist ihr Zwilling, und gerade er, so hört man, ist für diese Heirat gewesen. Die Mutter übrigens auch. Nur der Vater wollte nicht so recht, obwohl gegen den Freier rein gar nichts einzuwenden war. Alfred Pringsheim, königlicher Universitätsprofessor, Kunstsammler von Rang und aktiver Richard Wagner-Enthusiast, liebt nur einfach sein Töchterchen zu sehr, um es irgend einem Freier anzuvertrauen. Wozu denn auch hat die Kleine als erste Münchnerin das Abitur gemacht (nach privater Vorbereitung - ein Mädchen-Gymnasium gab es längst noch nicht), wozu studierte sie so erfolgreich, - Mathematik beim Papa und Physik beim grossen Röntgen, - wenn sie nun alles hinwerfen und Hausfrau werden sollte? Ein Glück nur, dass dieser "Tommy" von Wagner soviel verstand. Ganz wie der Professor konnte er die Opern auswendig; mühelos unterhielt man sich in Wagnerzitate. - Die Mutter - Hedwig, geborene Dohm, - ist so schön, dass sie immerzu gemalt wird, - Lenbach und Kaulbach überbieten einander in porträtistischen Glanzstücken. Aber auch Katja ist reizend - und nun will sie fort.

Der Bräutigam stammt aus dem Norden. Sein Vater, Patrizier, Chef der ehrwürdigen Firma Johann Siegmund Mann - Getreide Import- und Export - ist zu Lübeck Senator gewesen. Die Mutter freilich kam aus Brasilien, eine dunkle Schönheit spanisch-portugiesischen Typs, der man den deutschen Vater nicht ansieht. Tommy, der Viertelsportugiese, könnte gleichfalls Südländer sein, hätte er nicht den hellen Blick seiner nordischen Ahnen.

Als er - an einem Sonntag! - zur Welt kam, war Bruder Heinrich schon da. Zwei Schwestern, Julia und Carla, folgten bald, während Viktor, das Nesthäkchen, sich Zeit liess. Bei seiner Geburt war Thomas ~~schon~~ fünfzehn, ein verträumter junger Herr und miserabler Schüler, der nicht nur nichts verstand von Getreide Import und Export, sondern auch nichts davon verstehen wollte. Um Heinrich war es nicht besser bestellt. Kühl hatte er dem Vater erklärt, die Firma übernehme er keinesfalls, - er sei zum Künstler geboren. So weit ging Tommy nicht. Doch der Senator wusste: auch dieser Erbe gab keinen Firmenchef ab -, und der jüngste lag in der Wiege. Schweren Herzens verfügte er ~~er~~ testamentarisch die Liquidierung des alten Handelshauses. Dann starb er, - überraschend zwar, aber kaum völlig ungewollt. Immer hatte er am Rand seiner Kräfte gelebt, - nun war er fertig.

Mit Kind und Kegel zog die Witwe nach München. Dort trat Tommy, der "Brävere", in eine Versicherungsgesellschaft ein, während Heinrich bereits als freier Schriftsteller lebte. Carla, schön, blond und üppig, wollte zur Bühne. Die zarte Julia dagegen musste wohl heiraten, - eine Vorstellung, zu "wirklich", um den Geschwistern lieb zu sein. Welt und Wirklichkeit standen sie mit gelindem Misstrauen gegenüber. "Der Ernst des Lebens", - gewiss, er würde hereinbrechen. Was vorläufig zählte, waren Spiel, Traum, Spott, Erinnerung, Sehnsucht und das Mann'sche Familien-Lachen, das ihnen allen gemein war.

Ganz unbegründet - das hat sich gezeigt - war sie nicht, die Abwehr-Haltung dieser Manns dem praktischen Leben gegenüber. Carla, deren Talent nicht hinreichte, ging früh in den Tod, und freiwillig machte auch Julia sich davon. Ein wenig geliebter Gatte war ihr vorangegangen. - Als völlig "normal", ein bayerischer ~~Heimlichkeits~~ Lausbub, wuchs nur Viktor heran. Und dann hat selbst er, Bankbeamter in mittleren Jahren, plötzlich ein Buch geschrieben, das Aufsehen erregte. Doch da war der Autor schon tot.

Fast schien es, als habe alle Kraft, die der Familie geblieben war, sich in den beiden Ältesten geballt. Woher freilich kam den Nachfahren so vieler Kaufmannsgeschlechter das eklatante Schriftsteller-Talent? Sie meinten es zu wissen: die Blutmischung war es, die sie zu Künstlern machte - und ihre menschliche Problematik bedingte. "Zwischen den Rassen", so heisst ein früher Roman von Heinrich, und auch bei Thomas findet das reizvoll schillernde Thema sich vielfach angespielt.

Tommy "versicherte" wenig und schrieb desto mehr. Frühe Erzählungen erschienen in literarischen Zeitschriften und gefielen. 1898 gab er bei S. Fischer einen ersten Novellenband heraus, "Der kleine Herr Friedemann", und machte sich flugs an einen Roman. Ihn nannte er "Buddenbrooks. Verfall einer Familie". Drei Jahre wandte er an das Buch, welches, endlich bei Fischer eingeliefert, als zu umfangreich abgelehnt wurde. Oder nein: eine Ablehnung lag eigentlich nicht vor. "Nur" um die Hälfte sollte das Ding gekürzt werden. Handlich, übersichtlich und preiswert, wie es dann sein würde, wollte der Verlag es gern in Druck geben. Der junge Autor - knapp

fünfundzwanzigjährig - weigerte sich standhaft. "Ganz oder gar nicht!", liess er wissen. Nicht nur brauche eine lange Geschichte durchaus nicht langweilig zu sein, - erst ihre Ausführlichkeit mache sie - unter Umständen - interessant, - dann nämlich, wenn sie zum Wesen gehöre eines Buches, dem durch Kürzungen der denkbar schwerste Schaden zugefügt würde, etc.pp.

S. Fischer gab nach, und zwei Jahre später war sein Werk wie Autor berühmt.

Man brauchte die "Buddenbrooks" nur gelesen zu haben, um eine Menge zu wissen über den Verfasser und seine Herkunft. Denn dass der Roman die Vaterstadt meinte, und die eigene Familie im Mittelpunkt stand, war unverkennbar, auch wenn keine Ich-Figur deutlich wurde. Die fand sich dafür in der grossen Novelle, die T. M. folgen liess, - "Tonio Kröger". Hier sprach - fast unverhüllt - der Autor von sich selbst. Wer diese Erzählung gelesen hatte, der war im Bilde.

Katja war im Bilde. Dass sie es nicht ganz leicht haben würde an der Seite des Erwählten, wusste sie. Er war ein schwieriges Sonntagskind, - vom Schicksal begünstigt, doch nicht geneigt, sich auf sein Glück zu verlassen, - entschlossen vielmehr zu strenger Leistung, äusserster Hingabe an sein künstlerisches Tun.

Heiter und prächtig verlief die Hochzeit. Man schrieb den 11. Februar 1905, und neun Monate später war auch das Kind schon da, das erste von sechsen. Sie nannten es Erika. Ich war nun auf der Welt.

Des Vaters Schnurrbart kitzelte, - das ist meine früheste Erinnerung. Er trug mich herum und zeigte mir die Bücher. "Das grüne Buch", sagte er eindringlich, "und das rote Buch!". Aber damals gab es das Brüderchen bereits, das Klaus hiess oder "Klausi", woraus ich "Aissi" machte. Besser konnte ich's nicht.

Wann fingen wir an, zu begreifen, dass der Vater ein Schriftsteller und dass er berühmt war? Ziemlich früh, will mir scheinen, - mit Hilfe der Leute.

Die Leute waren dumm. Sie sprachen unsere Kinderfrau an, - die Anna mit den blauen Backen, - nannten uns "Dichterkinder", fanden uns "apart" und wollten wissen, ob der Papa wieder was Schönes schreibe. Wir schwiegen trotzig, aber der blauen Anna gefiel dies alles. Sie war stolz.

Der Papa spielte mit uns. Und er zeichnete. Warum war er nicht Maler geworden? Und warum haben wir nicht besser aufgepasst auf die Karikaturen, die da so leichthin entstanden? Weg sind sie, - "Der brasilianische Gesandte", dämonisch aber flott, mit gepflegtem schwarzem Spitzbart, und "Ein Ballherr feinster Art", betörend elegant, mit Monokel und herrlich sitzendem Frack. Tja, meinte der Künstler, natürlich hätt' ich gekonnt, aber ich musste nicht, und schreiben, das musste ich leider. - Wie schön auch hat er Geige gespielt! Musiker? "Natürlich", - auch das hätte er werden können. Nur musste er nicht, und wer in der Kunst nicht unbedingt muss, der soll die Finger davon lassen! Gefälligst bleibe er Versicherungsbeamter oder werde sonst was Rechtes, - verstanden? - Entzückt beschauten wir uns die Zeichnungen. Und er hätte, dachten wir, doch Maler werden sollen. Oder Musiker...

Der Papa erzählte. Wann war es, dass er von Italien berichtete, wo er ein Jahr mit dem Onkel Heinrich verbrachte und anfang, die "Buddenbrooks" zu schreiben? ^{Wir waren} ~~hinterwäldchen~~ unser schon vier, - Golo und Moni, "die Kleinen", ~~hatten sich eingefunden,~~ und wir erfuhren, wie lustig es war, im Oertchen Palestrina. Der Hund (immer gab es einen Hund) hiess Titi oder wurde so genannt. In Wahrheit hiess er "Titino Frass von Forschertrieb Hyäne". Er hatte nette dunkle Augen, - weshalb ich ihm ähnlich sah und meinerseits häufig "Titi" hiess. Das hat sich dann später gelegt. - Der Papa und der Onkel hatten sehr wenig Geld. Wenn sie gar keins mehr hatten, mussten sie telegraphieren. Ihre Mama (unsere Onnana) war hilfsbereit. "Grässlich auf den Hinterkopf geschlagen erbitten sofort ~~mindestens~~ Mark einhundert." Die arme Mama. Sie glaubte und schickte, - obwohl doch kaum einzusehen war, wozu zwei junge Menschen so viel Geld benötigten, nur, weil sie auf den Hinterkopf geschlagen waren, - grässlich oder nicht. Nun, sie hätte wohl jedenfalls geschickt.

Die Beziehung zwischen den Brüdern - das wurde uns später erst klar - war immer prekär gewesen. Als Buben teilten sie ein Zimmer, aber schon die vier Jahre Altersunterschied hätten eine gewisse Distanz gesetzt, auch wenn Heinrich sich weniger kühl, kritisch und überlegen gegeben hätte. Und dann haben sie einmal ein ganzes Jahr lang kein Wort miteinander gewechselt. Woher plötzlich diese Vereisung? Wir erfuhren es nie, - vermutlich, weil wir nie danach fragten. Und warum fragten wir nicht? Weil schlüssige Antwort kaum zu erwarten war. "Das ergab sich wohl so", hätte der Vater gesagt; "Heinrich konnte sehr kränkend sein."

Der Onkel, so schien uns, war nicht kinderlieb. Er besuchte uns oft, - in München, auch in unserem Tölzer Landhaus, aber ^{um} uns Kinder kümmerte er sich nicht. Da hatten wir ganz andere Onkels, - die Brüder meiner Mütter oder solche, die gar nicht verwandt waren. Diese Onkels, - der Bruno Frank etwa oder der Hans Reisiger oder der herrliche Bruno Walter, der grosse Dirigent und Generalmusikdirektor, - die waren richtig. Der Onkel Heinrich dagegen, - na ja. Dass auch er ein bedeutender Schriftsteller war, wussten wir immerhin. Und als einer von uns - es war der Klaus - seinerseits zu schreiben begann, da blieb der Onkel nicht ohne Einfluss auf ihn. Dass er überdies äusserst nett und hilfsbereit sein konnte, merkten wir schliesslich gleichfalls.

Die Tageseinteilung des Vaters, den wir "Zauberer" nannten, änderte sich nie. Alle Vormittage verbrachte er am Schreibtisch, wandte "die besten und würdigsten Stunden" an die jeweilige "Hauptsache", das Werk, dem sein Trachten vornehmlich galt. Von neun bis zwölf oder halb eins wurde geschrieben, unter allen Umständen, auch Sonn- und Feiertags und auch, wenn der Schreibende krank war. Nur Fieber oder eine gebrochene Schulter (die rechte!) konnte die Arbeit unterbrechen, und als er, siebzigjährig, erstmals im Krankenhaus lag (eine Lungenoperation war nötig geworden), erstaunte er alle Welt durch die Behendigkeit, mit der er gesund wurde. Das Buch ("Doktor Faustus") wartete, - man musste sich eilen!

Er schrieb langsam. Zwei druckreife Seiten täglich, - mehr war es nicht, was er sich lieferte. Auf jeden Satz kam es an, jedes Wort wollte gewogen und verantwortet sein.

Mittags kam der Spaziergang, - ein bis anderthalb Stunden lang. Mit Hund. Dann wurde gegessen, dann gelesen und dann geruht. Von vier bis halb sechs war Siesta - unter allen Umständen. Anschliessend gab es Tee, und die Zeit bis zum Abendessen gehörte kleineren Arbeiten, - "Nebendingen", und einer Korrespondenz, die aus bescheidenen Anfängen unbarmherzig ins Weltweite wuchs. Nachts wieder Lektüre, Quellenstudium oder, in späteren Jahren, Plattenkonzert.

Lebte man ungesellig ? Nein. Nur, dass es galt, ~~h~~sszuhalten mit der kostbaren Zeit. Gäste erschienen zum Essen oder kamen zum Tee, und ihre Besuche wurden erwidert. Nächtliches war zu vermeiden. Wollte jemand sich ergiebig aussprechen, wünschte er einen schwierigen Rat, dann ~~man~~ nahm man ihn mit auf den Spaziergang - opferwilliger Weise. Denn nun war diese Zeit der Arbeit verloren: Planen, konzipieren, verwerfen, ausmalen,- dies tat man am besten beim Wandern. Bewegung und frische Luft wirken anregend, und der Hund belustigt, ohne zu stören.

T. M. liess sich gern belustigen. Ich, zum Beispiel, brachte ihn oft zum Lachen, und die Schwäche, die er für mich hatte, verdanke ich nicht zuletzt meiner Albernheit. Mochte ich widerspenstig sein und schlecht in der Schule,- ich machte Lehrer und Mitschüler nach, auch die Gäste, sprach in vielen Dialekten, mit fremden Akzenten und ersann Narreteien, die ihn ergötzten. "Man könnte die Leute wohl amüsieren, wenn sie nur amüsabel wären!",- das ist Goethe, T. M. aus dem Herzen geschrieben. "Amüsabler" als er konnte man nicht sein.

Erfreulichalso, dass er sich so gut mit sich selbst unterhielt. Noch sehe ich uns in seinem Münchner Arbeitszimmer. Es ist "nach dem Tee", und er hat uns Kinder gerufen,- die vier "Grossen",- die beiden Jüngsten sind noch zu klein. "Mielein" (so nennen wir die Mutter) ist natürlich dabei, und "Der Zauberer" liest vor. Sobald er einen Abschnitt fertig hat, tut er dies. Er liest glänzend. Wenn es aber komisch wird, dann kann er nicht weiter. Vor Lachen. Wir alle haben losgelacht, vorsichtig prustend, doch er lacht aus dem Vollen und so, als sei er völlig überrascht und überrumpelt von dem, was da steht.

Nur während des ErstenWeltkriegs entfielen diese Stunden. Was er damals schrieb, die "Betrachtungen eines Unpolitischen",- ein höchst politisches Buch, war ungeeignet,- zu schwierig für Kinder und übrigens (soviel wussten wir) irgendwie gegen den Onkel Heinrich gerichtet, mit dem wir jetzt verkracht waren. Der Onkël war nicht nur

Pazifist (schlimm genug!), er gab auch ~~manch~~ uns Deutschen Schuld am Kriege und hielt es heimlich mit Frankreich (ungeheuer schlimm!). Kein Wunder, dass der Zauberer zornig war. Um die bereits versalzene Suppe vollends zu verderben, hatte, in einem Aufsatz über Emile Zola, Heinrich sich ~~unangenehm~~ sehr beleidigend über den Bruder geäußert. Der Name, versteht sich, war nicht genannt, der Angriff aber "sass". Man kannte das ja: Heinrich konnte sehr kränkerd sein. Wie in grauer Vorzeit hatte Vereisung eingesetzt und wollte lange nicht weichen. Erst als anno 1922 Heinrich auf den Tod lag, erschien Thomas mit Blumen am Krankenbett. Von nun an war und blieb man gut Freund.

In München, Südfrankreich und der Schweiz, im Osten und Westen Amerikas,- überall auf den grossen Wanderschaften, die es zu bestehen galt, wurde vorgelesen. Durch die Jahrzehnte klingt die väterliche Stimme,- sonor, nicht eigentlich kräftig, aber äusserst wandlungsfähig und reich nuanciert. Geschichten und Essays; "Der Zauberberg" und "Joseph"; "Lotte in Weimar", "Doktor Faustus", "Felix Krull",- dies alles ~~entstand~~ entstand unter unseren Augen, wir hörten es entstehen. Freilich: wir hatten unsere eigenen Aufgaben zu lösen, unsere Leben irgendwie zu zwingen, - oft fern vom häuslichen Herd. Derweil hexte der Zauberer weiter, und kaum fanden wir uns wieder zusammen, wurde nachgeholt,- Abend für Abend ertönte die Stimme, schien Ordnung zu bringen in die wirren und blutigen Läufe, brachte "höhere Heiterkeit" in die Mühsal und Kontinuität in die Zerrissenheit. Es war gut, ihr zu lauschen.

Je älter er wurde, desto zugänglicher, ja weicher schien er. Hatte seine schwierige Jugend "Kühle" vorgetäuscht, und war noch der Mann scheinbar fern gewesen, steif oft und konventionell (aus Scheu!), so gab er sich jetzt gelockert, konnte sehr "nah" und zärtlich sein. Auch hatte die Emigration neuartige Beziehungen geschaffen, und die Freundschaft mit den Kollegen vertieft. Werfel und Alfred

Unruh, Neumann; Feuchtwanger, Döblin und Leonhard Frank; Wilhelm Speyer, Ludwig Marcuse und Theodor Adorno, - sie alle lebten an der californischen Küste und bildeten einen Kreis, wie er "daheim" kaum denkbar gewesen wäre. Bruno Frank hatte immer zu den Nächsten gehört, Bruno Walter desgleichen, und Bert Brecht, obwohl er sich abseits hielt, war doch einer der Unseren. Andere, die im Osten des Landes hausten,- Annette Kolb, Martin Gumpert, Fritz von Oskar Maria Graf, um nur Einige zu nennen, traf man alljährlich in New York, wechselte Briefe mit ihnen und erhielt den Kontakt lebendig.

Viele waren erst 1940, nach dem Fall von Frankreich, zu uns gestossen,- Heinrich vor allem, der aus Nizza kam. Die Flucht,- zu Fuss über die Pyrenäen und durch das gefährliche Spanien, wo der Franco-Faschismus herrschte, war keine Kleinigkeit gewesen,- zu schweigen davon, dass niemand Geld hatte, auch wir nicht. Wo der heimische Markt entfällt, lebt der Schriftsteller von dem, was die Uebersetzungen bringen, und das ^{reicht} ~~reicht~~ - günstigsten Falles - knapp ~~genug~~ für den eigenen Bedarf. Aber andere hungern, man muss ihnen helfen, und ach, man wird ständig überschätzt. Auf Pump hat man sich ein Haus gebaut, von Vorschüssen lebt man,- auch von den Vorträgen, die soviel Kraft kosten. Man schreibt sie auf deutsch, lässt sie übersetzen, studiert sie mühselig ein, wobei zahllose Zeichen anzubringen sind, der Aussprache wegen. Am Ende wirkt das Lese-Exemplar wie ein verschlüsselttes Geheimdokument. Und dann tut man, als sei alles ganz leicht. Mit Bravour legt man die Rede hin, bewundert vom Publikum, beneidet von solchen, die nicht englisch lernen, sich nicht abstrapazieren, nicht eindringen wollen in die Fremde. Es gibt ihrer viele.

Manche verdienten beim Film oder lehrten. Der grosse Rest bedurfte der Unterstützung, und fast immer war es T. M., auf den gezählt wurde. Da hiess es denn sammeln, betteln, Aufrufe erlassen, "parties" geben, bei denen gesammelt, gebettelt, aufgerufen wurde. Ein Fass ohne Boden, ein leckes Schiff im Sturm,- das war die Emigration.

Sie war nicht gut. Und doch - selbst sie hatte lichtere Seiten. Viele Länder und Völker, - der Exilant lernt sie kennen, sehr anders als der Tourist. Der Reisende und der Flüchtling - ein Gegensatzpaar. Allbeliebt der eine, zur Not geduldet der andere. Der Erste mit seinem Land im Rücken, der Zweite mit dem Rücken gegen eine Eiswand, von der nicht abzugleiten ein Dauer-Kunststück ist. Begegnet dem Flüchtling Güte, wie hoch weiss er sie zu schätzen. Und findet er draussen Freunde, wie dankbar ist er!

T. M. war dankbar. Das schwierige Sonntagskind wusste, : Ich habe es schwer gehabt, doch über meinem Leben hat Gnade gewaltet. - - Sie lag, diese Gnade, in seiner - trotz der Schule - glücklichen Jugend; in seinem Talent und darin, dass er - trotz grosser Erschöpfbarkeit - die Kraft aufbrachte, das Aeusserste daraus zu machen; darin, dass er die Frau fand, ohne deren schützende Liebe, zarte Tüchtigkeit, tapfere, gescheite und heitere Gegenwart den Ansprüchen kaum zu genügen war, die er an sich stellte; auch darin, dass er seine Kinder liebte und keins ihm missraten schien; und darin, dass er schliesslich heim fand nach dem alten Europa und am Ende in der Schweiz ein nettes Haus besass, überm Zürichsee, - "die letzte Adresse", nach so vielen, die nicht dauern konnten.

Sein Ende war sanft. Sein Grab liegt in Kilchberg. Und seinen Nachlass, - die Manuskripte, Briefe, Bücher, den Schreibtisch, ja das ganze Arbeitszimmer, - haben wir verschenkt. Das Zürcher Thomas Mann-Archiv, der ~~Eigenössischen~~ Technischen Hochschule angegliedert und befindlich im ehrwürdig-patrizischen "Bodmerhaus", ist zur höchst lebendigen Studienstätte geworden für junge Leute aus vieler Herren Länder. Wie sehr hätte ihn dies erfreut!

* * * * *

ZUR EINFÜHRUNG

Hochzeit in der Münchner Arcisstrasse. Ein berühmter Schriftsteller - wie jung er noch ist! - führt Katja heim, - weg aus dem elterlichen Palais und fort von den Brüdern. Sie hat deren vier, - der jüngste ist ihr Zwilling, und gerade er, so hört man, ist für diese Heirat gewesen. Die Mutter übrigens auch. Nur der Vater wollte nicht so recht, obwohl gegen den Freier rein gar nichts einzuwenden war. Alfred Fringsheim, Königlich-Universitätsprofessor, Kunstsammler von Rang und aktiver Richard Wagner-Enthusiast, liebt nur einfach sein Töchterchen zu sehr, um es irgend einem Freier anzuvertrauen. Wozu denn auch hat die Kleine als erste Münchnerin das Abitur gemacht (nach privater Vorbereitung - ein Mädchen-Gymnasium gab es längst noch nicht), wozu studierte sie so erfolgreich, - Mathematik beim Papa und Physik beim grossen Röntgen, - wenn sie nun alles hinwerfen und Hausfrau werden sollte? Ein Glück nur, dass dieser "Tommy" von Wagner soviel verstand. Ganz wie der Professor konnte er die Opern auswendig; mühelos unterhielt man sich in Wagnerzitate. - Die Mutter - Hedwig, geborene Dohm, - ist so schön, dass sie immerzu gemalt wird, - Lenbach und Kaulbach überbieten einander in porträtistischen Glanzstücken. Aber auch Katja ist reizend - und nun will sie fort.

Der Bräutigam stammt aus dem Norden. Sein Vater, Patrizier, Chef der ehrwürdigen Firma Johann Siegmund Mann - Getreide Import- und Export - ist zu Lübeck Senator gewesen. Die Mutter freilich kam aus Brasilien, eine dunkle Schönheit spanisch-portugiesischen Typs, der man den deutschen Vater nicht ansieht. Tommy, der Viertelsportugiese, könnte gleichfalls Südländer sein, hätte er nicht den hellen Blick seiner nordischen Ahnen.

Als er - an einem Sonntag! - zur Welt kam, war Bruder Heinrich schon da. Zwei Schwestern, Julia und Carla, folgten bald, während Viktor, das Nesthükchen, sich Zeit liess. Bei seiner Geburt war Thomas schon fünfzehn, ein verträumter junger Herr und miserabler Schüler, der nicht nur nichts verstand von Getreide Import- und Export, sondern auch nichts davon verstehen wollte. Um Heinrich war es nicht besser bestellt. Kühl hatte er dem Vater erklärt, die Firma übernehme er keinesfalls, - er sei zum Künstler geboren. So weit ging Tommy nicht. Doch der Senator wusste: auch dieser Erbe gab keinen Firmenchef ab -, und der jüngste lag in der Wiege. Schweren Herzens verfügte er testamentarisch die Liquidierung des alten Handelshauses. Dann starb er, - überraschend zwar, aber kaum völlig ungewollt. Immer hatte er am Rand seiner Kräfte gelebt, - nun war er fertig.

Mit Kind und Kegel zog die Witwe nach München. Dort trat Tommy, der "Brävere", in eine Versicherungsgesellschaft ein, während Heinrich bereits als freier Schriftsteller lebte. Carla, schön, blond und üppig, wollte zur Bühne. Die zarte Julia dagegen musste wohl heiraten, - eine Vorstellung, zu "wirklich", um den Geschwistern lieb zu sein. Welt und Wirklichkeit standen sie mit gelindem Misstrauen gegenüber. "Der Ernst des Lebens", - gewiss, er würde hereinbrechen. Was vorläufig zählte, waren Spiel, Traum, Spott, Erinnerung, Sehnsucht und das Mannsche Familien-Lachen, das ihnen allen gemein war.

Tommy "versicherte" nicht viel und schrieb desto mehr. Frühe Erzählungen erschienen in literarischen Zeitschriften und gefielen. 1898 gab er bei S. Fischer einen ersten Novellenband heraus, "Der kleine Herr Friedemann", und machte sich flugs an einen Roman. Ihn nannte er "Buddenbrooks". Verfall einer Familie". Drei Jahre wandte er an das Buch, welches, endlich bei Fischer eingeliefert, als zu umfangreich abgelehnt wurde. Oder nein: eine Ablehnung lag eigentlich nicht vor. "Nur" um die Hälfte sollte das Ding gekürzt werden. Handlich, übersichtlich und preiswert, wie es dann sein würde, wollte der Verlag es gern in Druck geben. Der junge Anter - knapp

fünfundzwanzigjährig - weigerte sich standhaft. "Ganz oder gar nicht!", liess er wissen. Nicht nur brauche eine lange Geschichte durchaus nicht langweilig zu sein,- erst ihre Ausführlichkeit mache sie - unter Umständen - interessant,- dann nämlich, wenn sie zum Wesen gehöre eines Buches, dem durch Kürzungen der denkbar schwerste Schaden zugefügt würde, etc.pp.

S. Fischer gab nach, und zwei Jahre später war sein Werk wie Autor berühmt.

Man brauchte die "Buddenbrooks" nur gelesen zu haben, um eine Menge zu wissen über den Verfasser und seine Herkunft. Denn dass der Roman die Vaterstadt meinte, und die eigene Familie im Mittelpunkt stand, war unverkennbar, auch wenn keine Ich-Figur deutlich wurde. Die fand sich dafür in der grossen Novelle, die T. M. folgen liess,- "Tonio Kröger". Hier sprach - fast unhüllt - der Autor von sich selbst. Wer diese Erzählung gelesen hatte, der war im Bilde.

Katja war im Bilde. Dass sie es nicht ganz leicht haben würde an der Seite des Erwählten, wusste sie. Er war ein schwieriges Sonntagskind,- vom Schicksal begünstigt, doch nicht geneigt, sich auf sein Glück zu verlassen,- entschlossen vielmehr zu strenger Leistung, äusserster Hingabe an sein künstlerisches Tun.

Heiter und prächtig verlief die Hochzeit. Man schrieb den 11. Februar 1905, und neun Monate später war auch das Kind schon da, das erste von sechsen. Sie nannten es Erika. Ich war nun auf der Welt.

Des Vaters Schnurrbart kitzelte,- das ist meine früheste Erinnerung. Er trug mich herum und zeigte mir die Bücher. "Das grüne Buch", sagte er eindringlich, "und das rote Buch!". Aber damals gab es das Brüderchen bereits, das Klaus hiess oder "Klausi", woraus ich "Aissi" machte. Besser konnte ich's nicht.

[Wann fingen wir an, zu begreifen, dass der Vater ein Schriftsteller und dass er berühmt war ? Ziemlich früh, will mir scheinen,- mit Hilfe der Leute.

Die Leute waren dumm. Sie sprachen unsere Kinderfrau an,- die Anna mit den blauen Backen,- nannten uns "Dichterkinder", fanden uns "apart" und wollten wissen, ob der Papa wieder was Schönes schreibe. Wir schwiegen trotzig, aber der blauen Anna gefiel dies alles. Sie war stolz.]

Der Papa spielte mit uns. Und er erzählte. Wann war es, dass er von Italien berichtete, wo er ein Jahr mit dem Onkel Heinrich verbrachte und anfang, die "Buddenbrooks" zu schreiben ? Man zählte unser schon vier,- Golo und Moni, "die Kleinen", waren zu uns gestossen, und wir erfuhren, wie lustig es war, im Oertchen Palestrina. Der Hund (immer gab es einen Hund) hiess Titi oder wurde so genannt. In Wahrheit hiess er "Titino Frass von Forschertrieb Hyäne". Er hatte nette dunkle Augen,- weshalb ich ihm ähnlich sah und meinerseits häufig "Titi" hiess. Das hat sich dann später gelegt. Der Papa und der Onkel hatten sehr wenig Geld. Wenn sie gar keins mehr hatten, mussten sie telegraphieren. Ihre Mama (unsere Omama) war hilfsbereit. "Grässlich auf den Hinterkopf geschlagen erbitten sofort Mark einhundert." Die arme Mama. Sie glaubte und schickte,- obwohl doch kaum einzusehen war, wozu zwei junge Menschen so viel Geld benötigten, nur, weil sie auf den Hinterkopf geschlagen waren,- grässlich oder nicht. Nun, sie hätte wohl jedenfalls geschickt.

[Die Beziehung zwischen den Brüdern - das wurde uns später erst klar - war immer prekär gewesen. Als Buben teilten sie ein Zimmer, aber schon die vier Jahre Altersunterschied hätten eine gewisse Distanz gesetzt, auch wenn Heinrich sich weniger kühl, kritisch und überlegen gegeben hätte. Und dann haben sie einmal ein ganzes Jahr lang kein Wort miteinander gewechselt. Woher plötzlich diese Vereisung ? Wir erfuhren es nie,- vermutlich, weil wir nie danach fragten. Und warum fragten wir nicht ? Weil schlüssige Antwort kaum zu erwarten war. "Das ergab sich wohl so", hätte der Vater gesagt; "Heinrich konnte sehr kränkend sein."

Der Onkel, so schien uns, war nicht kinderlieb. Er besuchte uns oft, - in München, auch in unserem Tölzer Landhaus, aber ^{uns} Kinder kümmerte er sich nicht. Da hatten wir ganz andere Onkels, - die Brüder meiner Mutter oder solche, die gar nicht verwandt waren. Diese Onkels, - der Bruno Frank etwa oder der Hans Reisiger oder der herrliche Bruno Walter, der grosse Dirigent und Generalmusikdirektor, - die waren richtig. Der Onkel Heinrich dagegen, - na ja. Dass auch er ein bedeutender Schriftsteller war, wussten wir immerhin. Und als einer von uns - es war der Klaus - seinerseits zu schreiben begann, da blieb der Onkel nicht ohne Einfluss auf ihn. Dass er überdies äusserst nett und hilfsbereit sein konnte, merkten wir schliesslich gleichfalls.]

Die Tageseinteilung des Vaters, den wir "Zauberer" nannten, änderte sich nie. Alle Vormittage verbrachte er am Schreibtisch, wandte "die besten und würdigsten Stunden" an die jeweilige "Hauptsache", das Werk, dem sein Trachten vornehmlich galt. Von neun bis zwölf oder halb eins wurde geschrieben, unter allen Umständen, auch Sonn- und Feiertags und auch, wenn der Schreibende krank war. Nur Fieber oder eine gebrochene Schulter (die rechte!) konnte die Arbeit unterbrechen, und als er, siebzigjährig, erstmals im Krankenhaus lag (eine Lungenoperation war nötig geworden), erstaunte er alle Welt durch die Behendigkeit, mit der er gesund wurde. Das Buch ("Doktor Faustus") wartete, - man musste sich eilen!

[Er schrieb langsam. Zwei druckreife Seiten täglich, - mehr war es nicht, was er sich lieferte. Auf jeden Satz kam es an, jedes Wort wollte gewogen und verantwortet sein.]

Mittags kam der Spaziergang, - ein bis anderthalb Stunden lang. Mit Hund. Dann wurde gegessen, dann gelesen und dann geruht. Von vier bis halb sechs war Siesta - unter allen Umständen. Anschliessend gab es Tee, und die Zeit bis zum Abendessen gehörte kleinfren Arbeiten, - "Nebendingen", und einer Korrespondenz, die aus bescheidenen Anfängen unbarmherzig ins Weltweite wuchs. Nachts wieder Lektüre, Quellenstudium oder, in späteren Jahren, Plattenkonzert.

[Lebte man ungesellig ? Nein. Nur, dass es galt, h~~aus~~zuhalten mit der kostbaren Zeit. Gäste erschienen zum Essen oder kamen zum Tee, und ihre Besuche wurden erwidert. Nächtliches war zu vermeiden. Wollte jemand sich ergiebig aussprechen, wünschte er einen schwierigen Rat, dann ~~man~~ nahm man ihn mit auf den Spaziergang - opferwilliger Weise. Denn nun war diese Zeit der Arbeit verloren: Planen, konzipieren, verwerfen, ausmalen,- dies tat man am besten beim Wandern. Bewegung und frische Luft wirken anregend, und der Hund belustigt, ohne zu stören.]

T. M. liess sich gern belustigen. Ich, zum Beispiel, brachte ihn oft zum Lachen, und die Schwäche, die er für mich hatte, verdanke ich nicht zuletzt meiner Albernheit. Mochte ich widerspenstig sein und schlecht in der Schule,- ich machte Lehrer und Mitschüler nach, auch die Gäste, sprach in vielen Dialekten, mit fremden Akzenten und ersann Narreteien, die ihn ergötzten. "Man könnte die Leute wohl amüsieren, wenn sie nur amüsabel wären!",- das ist Goethe, T. M. aus dem Herzen geschrieben. "Amüsabler" als er konnte man nicht sein.

Erfreulich also, dass er sich so gut mit sich selbst unterhielt. Noch sehe ich uns in seinem Münchner Arbeitszimmer. Es ist "nach dem Tee", und er hat uns Kinder gerufen,- die vier "Grossen",- die beiden Jüngsten sind noch zu klein. "Mielein" (so nennen wir die Mutter) ist natürlich dabei, und "Der Zauberer" liest vor. Sobald er einen Abschnitt fertig hat, tut er dies. Er liest glänzend. Wenn es aber komisch wird, dann kann er nicht weiter. Vor Lachen. Wir alle haben losgelacht, vorsichtig prustend, doch er lacht aus dem Vollen und so, als sei er völlig überrascht und überrumpelt von dem, was da steht.

[Nur während des Ersten Weltkriegs entfielen diese Stunden. Was er damals schrieb, die "Betrachtungen eines Unpolitischen",- ein höchst politisches Buch, war ungeeignet,- zu schwierig für Kinder und übrigens (soviel wussten wir) irgendwie gegen den Onkel Heinrich gerichtet, mit dem wir jetzt verkracht waren. Der Onkel war nicht nur

Pazifist (schlimm genug!), er gab auch ~~uns~~ uns Deutschen Schuld am Kriege und hielt es heimlich mit Frankreich (ungeheuer schlimm!). Kein Wunder, dass der Zauberer zornig war. Um die bereits versalzene Suppe vollends zu verderben, hatte, in einem Aufsatz über Emile Zola, Heinrich sich ~~unpassend~~ sehr beleidigend über den Bruder geäußert. Der Name, versteht sich, war nicht genannt, der Angriff aber "sass". Man kannte das ja: Heinrich konnte sehr kränkend sein.]

In München, Südfrankreich und der Schweiz, im Osten und Westen Amerikas,- überall auf den grossen Wanderschaften, die es zu bestehen galt, wurde vorgelesen. Durch die Jahrzehnte klingt die väterliche Stimme,- sonor, nicht eigentlich kräftig, aber küssert wandlungsfähig und reich nuanciert. Geschichten und Essays; "Der Zauberberg" und "Joseph"; "Lotte in Weimar", "Doktor Faustus", "Felix Krull",- dies alles ~~entstand~~ entstand unter unseren Augen, wir hörten es entstehen. Freilich: wir hatten unsere eigenen Aufgaben zu lösen, unsere Leben irgendwie zu zwingen, - oft fern vom häuslichen Herd. Derweil hexte der Zauberer weiter, und kaum fanden wir uns wieder zusammen, wurde nachgeholt,- Abend für Abend ertönte die Stimme, schien Ordnung zu bringen in die wirren und blutigen Läufe, brachte "höhere Heiterkeit" in die Mühsal und Kontinuität in die Zerrissenheit. Es war gut, ihr zu lauschen.

Je älter er wurde, desto zugänglicher, ja weicher schien er. Hatte seine schwierige Jugend "Kühle" vorgetäuscht, und war noch der Mann scheinbar fern gewesen, steif oft und konventionell (aus Scheu!), so gab er sich jetzt gelockert, konnte sehr "nah" und zärtlich sein. Auch hatte die Emigration neuartige Beziehungen geschaffen, und die Freundschaft mit den Kollegen vertieft. Werfel und Alfred

Neumann; Feuchtwanger, Döblin und Leonhard Frank; Wilhelm Speyer, Ludwig Marcuse und Theoder Adorne, - sie alle lebten an der californischen Küste und bildeten einen Kreis, wie er "daheim" kaum denkbar gewesen wäre. Bruno Frank hatte immer zu den Nächsten gehört, Bruno Walter desgleichen, und Bert Brecht, obwohl er sich abseits hielt, war doch einer der Unseren. Andere, die im Osten des Landes hausten, - Annette Kolb, Martin Gumpert, Oskar Maria Graf, um nur Einige zu nennen, traf man alljährlich in New York, wechselte Briefe mit ihnen und erhielt den Kontakt lebendig.

Viele waren erst 1940, nach dem Fall von Frankreich, zu uns gestossen, - Heinrich vor allem, der aus Nizza kam. Die Flucht, - zu Fuss über die Pyrenäen und durch das gefährliche Spanien, wo der Franco-Faschismus herrschte, war keine Kleinigkeit gewesen, - zu schweigen davon, dass niemand Geld hatte, auch wir nicht. Wo der heimische Markt entfällt, lebt der Schriftsteller von dem, was die Uebersetzungen bringen, und das ^{reicht} ~~ist~~ - ~~günstigsten~~ ^{im günstigsten} ~~Falles~~ - knapp ~~genug~~ für den eigenen Bedarf. Aber andere hungern, man muss ihnen helfen, und ach, man wird ständig überschätzt. Auf Pump hat man sich ein Haus gebaut, von Vorschüssen lebt man, - auch von den Vorträgen, die soviel Kraft kosten. Man schreibt sie auf deutsch, lässt sie übersetzen, studiert sie mühselig ein, wobei zahllose Zeichen anzubringen sind, der Aussprache wegen. Am Ende wirkt das Lese-Exemplar wie ein verschlüsseltes Geheimdokument. Und dann tut man, als sei alles ganz leicht. Mit Bravour legt man die Rede hin, bewundert vom Publikum, beneidet von solchen, die nicht englisch lernen, sich nicht abstrapazieren, nicht eindringen wollen in die Fremde. Es gibt ihrer viele.

Manche verdienten beim Film oder lehrten. Der grosse Rest bedurfte der Unterstützung, und fast immer war es T. M., auf den gezählt wurde. Da hiess es denn sammeln, betteln, Aufrufe erlassen, "partys" geben, bei denen gesammelt, gebettelt, aufgerufen wurde. Ein Fass ohne Boden, ein leckes Schiff im Sturm, - das war die Emigration.

Sie war nicht gut. Und doch - selbst sie hatte lichtere Seiten. Viele Länder und Völker, - der Exilant lernt sie kennen, sehr anders als der Tourist. Der Reisende und der Flüchtling - ein Gegensatzpaar. Allbeliebt der eine, zur Not geduldet der andere. Der Erste mit seinem Land im Rücken, der Zweite mit dem Rücken gegen eine Eiswand, von der nicht abzugleiten ein Dauer-Kunststück ist. Begegnet dem Flüchtling Güte, wie hoch weiss er sie zu schätzen. Und findet er draussen Freunde, wie dankbar ist er!

T. M. war dankbar. Das schwierige Sonntagskind wusste: Ich habe es schwer gehabt, doch über meinem Leben hat Gnade gewaltet. - Sie lag, diese Gnade, in seiner - trotz der Schule - glücklichen Jugend; in seinem Talent und darin, dass er - trotz grosser Erschöpfbarkeit - die Kraft aufbrachte, das Aeusserste daraus zu machen; darin, dass er die Frau fand, ohne deren schützende Liebe, zarte Tüchtigkeit, tapfere, gescheite und heitere Gegenwart den Ansprüchen kaum zu genügen war, die er an sich stellte; auch darin, dass er seine Kinder liebte und keins ihm missraten schien; und darin, dass er schliesslich heimfand nach dem alten Europa und am Ende in der Schweiz ein nettes Haus besass, überm Zürichsee, - "die letzte Adresse", nach so vielen, die nicht dauern konnten.

Sein Ende war sanft. Sein Grab liegt in Kilchberg. Und seinen Nachlass - die Manuskripte, Briefe, Bücher, den Schreibtisch, ja das ganze Arbeitszimmer, - haben wir verschenkt. Das Zürcher Thomas Mann-Archiv, der Eidgenössischen Technischen Hochschule angegliedert und befindlich im ehrwürdig-patrizischen "Bodmerhaus", ist zur höchst lebendigen Studienstätte geworden für junge Leute aus vieler Herren Länder. Wie sehr hätte ihn dies erfreut!

x x x x x

Zu

Buddenbrooks

Das Kapitel, mit dem wir anfangen, erschien in einer amerikanischen Anthologie, betitelt "The World's Best", und T.M. selbst hat es damals eingeleitet. "Ich war froh", so schrieb er, "der Entscheidung überhoben zu sein, was von dem Meinigen the world's best zuzuzählen ist oder auch nur meinem eigenen Herzen am nächsten steht. Sind es diese skurrilen Schulgeschichten, die ich schrieb, als die ihnen zugrunde liegenden Erfahrungen mir noch in frischer, bitterkomischer Erinnerung waren ? Kaum. Ist es die Gestalt ihres sensitiven Helden, des kleinen Johann, und seine Flucht in die Musik, die gar bald zur Flucht in den Tod wird und in der Tat nur eine Vorform davon ist ? Ja, das viel eher. Hannos schmerzliche Gestalt und seine Leiden sind mir teuer geblieben..."

Warum aber, so heisst es wenige Zeilen weiter unten, haben die "Buddenbrooks", warum hat "das frische und doch um vieles schon wissende Frühwerk" soviel Glück in der Welt gemacht ? "Weil es in

aller künstlerischen Unschuld (die ein gut Teil frühreifen artistischen Raffinements nicht ausschloss) mehr gegeben hatte, als ihm bewusst gewesen war, mehr, als er sich irgend vorgesetzt hatte. Den 'Verfall einer Familie', einer einzelnen hanseatisch-nord-deutschen, hatte es mit den eben errungenen, den lernend eroberten Mitteln des naturalistischen Romans zu schildern unternommen, aber es fand sich, dass an seinen Bildern, Charakteren, Stimmungen und Schicksalen das europäische Bürgertum überhaupt sich wiedererkannte, sich und seine seelische Situation um die Jahrhundertwende, von wo es knapp anderthalb Jahrzehnte nur noch bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges, zum Beginn der Weltrevolution und zum Ende des bürgerlichen Zeitalters waren. Ein Buch widersteht der Zeit, wenn sie nachrückend es in sich aufnimmt...

Ich erinnere mich wohl, dass, was mir ursprünglich am Herzen gelegen hatte, nur die Gestalt und die Erfahrungen des sensitiven Spätlings Hanno waren, - eigentlich also nur das, was den Inhalt des hier abgedruckten Kapitels bildet, und was aus frischer Erinnerung, aus dichterischer Introspektion geleistet werden konnte. So entsprach es im Grunde meinen Jahren und zudem der deutschen dichterischen Tradition, die von Gesellschaftskritik nie viel hat wissen wollen. Da aber ein epischer Instinkt mich trieb, ab ovo zu beginnen und die gesamte Vorgeschichte mit aufzunehmen, so entstand statt der Knabennovelle, die sich nicht viel von anderen damals in Deutschland hervorgebrachten unterschieden hätte, ein als Familien-Saga verkleideter Gesellschaftsroman, der als solcher dem westeuropäischen Typ des Romans näherstand, als dem deutschen, ein vom Verfallsgedanken überschattetes Kulturgemälde, dessen Kritizismus sich in hämorrhoidischen Formen hält, bis er bei der Charakteristik der deutschen Mittelschule von damals zur anklägerischen Satire wird.

Die Herausgeber dieses Bandes erklärten die Wahl des Schul-Kapitels aus meinem Jugendroman auch noch mit folgenden Worten: 'Das Kapitel konfrontiert den jungen Buddenbrook mit seinen Lehrern auf eine Art, die uns typisch scheint, - für Sie, Ihr Denken und Schreiben gegen autoritäre Tyrannei und für den sensitiven Einzelnen in seiner relativen Schwäche. Was Sie geben, ist das Bild einer deutschen Schule, deren bedenklichste Züge viel später erst im Leben der Deutschen sichtbar wurden, ehe sie auch ausserhalb des Landes so erschreckend zutage traten.' - Sehr gut, aber ich habe von jungen, höher gearteten und musisch veranlagten Engländern Bekenntnisse über die Leiden ihrer Schuljahre vernommen, - Leiden, die an unvergesslicher Bitternis nicht im geringsten hinter denen Hanno Buddenbrooks zurückstanden; und es gibt literarische Schilderungen des Milieus französischer Schul-Internate, deren kritisch-denunziatorische Wut die Klassen-Szenen in 'Buddenbrooks' weit hinter sich lässt. Die öffentliche Schule, in der ich selbst mich wohl befunden und es zu etwas gebracht hätte, müsste, ich will es nur gestehen, noch erfunden werden; es gibt sie nicht und kann sie nicht geben, und bei meiner jugendlichen Kritik des deutschen Mittelschul-Betriebes war ich mir dieser Tatsache still bewusst. Diese Kritik bricht sich in dem sehr individuellen Medium, durch das sie geht: der Erfahrung des kleinen Verfallsprinzen Hanno; und zu sehr steht hier die Schule an Stelle des Lebens selbst in seiner höhnischen Härte und Gewöhnlichkeit, des Lebens, vor dem seinem späten Kinde graust, - als dass von melioristischer Tendenz die Rede sein ~~konnte~~ und die Satire auf Schul-Reform gerichtet sein könnte. Die Kritik des Lebens, der Wirklichkeit und auch der menschlichen Gesellschaft durch die Kunst, - ist sie denn nicht immer eine Kritik, geübt von einem kleinen Hanno ? ..."

Soweit T. M. über das Kapitel, in das wir nun eintreten.
Es ist das vor-vorletzte des umfangreichen Buches, die Geschichte neigt sich dem Ende zu, denn mit Hanno, der sterben wird, ist sie zu Ende, - der "Verfall" hat ganze Arbeit getan.

Er vollzieht sich, während vier Generationen an uns vorüberziehen, - kerngesund noch die erste. In der zweiten schon gibt es milde Anzeichen von Degeneration. Firmenchef Konsul Jean Buddenbrook (Getreide Import und Export) hat die ungebrochene Vitalität, den hellen, klaren Blick nicht mehr, die seinem Vater eigneten. Er ist sehr fromm, - zunehmend mit zunehmenden Jahren -, und die Gottesfurcht seiner Gattin Elisabeth, geb. Kröger, übertrifft womöglich die seine. Bei aller Weltläufigkeit, ja Mondänität, hält "Bethsy" es mit der Geistlichkeit nicht minder als mit dem Heiligen Geist. Und obwohl beide ihren diesseitigen Pflichten vollauf genügen (auch vier Kinder haben sie in die Welt gesetzt), spielt das Jenseits eine Rolle, zu beherrschend, um dem Leben dienlich zu sein. Dass Unsummen frommen Zwecken zufließen, - wobei nicht selten Unwürdige bedacht werden -, versteht sich anrande.

Bei den Kindern bereits sieht es physisch nicht zum Besten aus. Die beiden Ältesten zwar, Thomas und Tony, wachsen munter heran. Thomas scheint zart aber zäh, und Tony ist reizend, - in ihrer Naivität, ihrem kindlichen Stolz auf alles, was Buddenbrook heisst, und ihrem Eifer, dem Namen Ehre zu machen. Christian, der zweite Sohn, dagegen tut nicht gut. Schwierig, hypochondrisch, jeder Arbeit abgeneigt, taugt er nur zu kauzigen Faxen, kann äusserst komisch sein, macht die Leute nach und sich selbst dauernd zum Narren. Seine Krankheiten, übrigens, sind nicht immer "eingebildet". Oft kränkelt er wirklich, darin Clara, der Jüngsten, ähnlich, die -, blass, hager, herb und von Kopfschmerzen geplagt, - ~~xxxxxxxxx~~^{jung} an Gehirntuberkulose zugrunde geht.

Äusserlich gesehen, kommen Haus und Firma Buddenbrook erst unter Thomas zu voller Entfaltung. Und doch ist er es, der glänzende, elegante und überlegene Erbe, der schliesslich sagen wird:

"Was ist Erfolg ? Eine geheime, unbeschreibliche Kraft,- Umsichtigkeit, Bereitschaft... der Glaube an die Gefügigkeit des Lebens zu meinen Gunsten... Glück und Erfolg sind in uns... Sowie hier drinnen etwas nachzulassen beginnt, sich abzuspannen, müde zu werden, alsbald wird alles frei um uns her, widerstrebt, rebelliert, entzieht sich unserem Einfluss... Dann kommt eines zum andern, Schlappe folgt auf Schlappe, und man ist fertig."

Er ist fertig. "Glück und Erfolg sind in uns", hat er gesagt. In ihm haben sie aufgehört zu sein. Und Hanno nun gar, der den Vater um ein Kurzes nur überdauert, will gar nicht leben, kann gar nicht leben wollen. In dem kleinen Spätling hat die Verfeinerung, die Dekadenz einen Gipfel erreicht, der den Blick in den Abgrund verführerisch freilegt. Hanno stürzt nicht, er lässt sich fallen.

Wir wollen ihn einen Tag lang beobachten.

- 6 -

- 1 -

Zu

"BILSE UND ICH"

Nicht unabsichtlich lassen wir den vorstehenden Seiten den frühen Aufsatz "Bilse und ich" folgen. Denn weit besser und schlüssiger, als wir dies tun könnten, behandelt und beantwortet der Essay eine Frage von entscheidender Bedeutung -- nicht nur für "unseren" Dichter. Irgendwann einmal muss jeder Schriftsteller sich diese Frage und dieser Frage stellen. Lasst sehen, wie T.M. mit ihr fertig wird. Und lasst uns aufmerksam lesen! "Bilse und ich" öffnet eine Tür zum Gesamtwerk.

* * * * *

ZU

"SCHWERE STUNDE"

Die Studie "Schwere Stunde" zeigt Friedrich von Schiller bei der tief-nächtlichen Arbeit am "Wallenstein". Und "der andre", von dem da die Rede geht, - er, der "es leichter hatte" und "vielleicht ein Gott" war, aber kein "Held", - es ist Goethe, der grosse Freund und unsterbliche Gegenspieler.

Freilich: wann immer T. M. sich an Künstlergestalten wagt, - ob er nun ihr Werk essayistisch durchleuchtet, oder sie selbst erzählerisch hinstellt, - stets ist er mit im Spiele. Seine Schöpfung - die ganze! - ist Bekenntnis. Was er nicht persönlich erlebt und durchlitten, - er wäre ausserstande gewesen, es sich anzueignen. Und so wird man gut daran tun, auch in "Schwere Stunde" den zu erkennen, der da schrieb.

* * * * *

TYPEWRITER

ZU

SCHILLER

Zur 150. Wiederkehr von Schillers Todestag - 49 Jahre nach Erscheinen von "Schwere Stunde" - entstand diese Rede. Als Pflicht-Arbeit, sozusagen. Denn man hatte versprochen, zwei Staatsfeiern damit zu "beliefern",- in Stuttgart die, wie in Weimar die andere,- und war doch, achtzigjährig, der Kräftigste nicht mehr.

Schiller hatte T. M. von jungauf sehr nahe gestanden (siehe etwa die "Carlos"-Stellen aus "Tonio Kröger"). Immer hatte er ihn geliebt, und, "Friedrich Schiller in Liebe",- die Zueignung schon kennzeichnet den "Versuch", welchen der Ironiker dem Pathetiker widmete. Er umfasste 120 Schreibmaschinenseiten, statt der 22, die als Ausserstes zulässig waren, für den mündlichen Vortrag. Zahllose "Schwere Stunden",- Monate hatte man der Arbeit geopfert und sie ihrem Zweck entfremdet, indem man es gar zu gut, zu ernst, zu feierlich mit ihr meinte. Scheinbar. Und in Wahrheit ?

Wohl wissend, wie sehr er sich zu beschränken hatte, wollte T. M. nicht knausern. Da er nun einmal - und wie spät! - versenkt war in den geuren Gegenstand, schien volle Hingabe geboten. Der ganze Schiller musste es sein. Waren, in all ihren Aspekten, Mensch und Künstler, Leben und Werk nicht einzubeziehen in diesen "Versuch",- nun, so hatte in ihrer ~~Ganzheit~~ Ganzheit die Gestalt hinter der Schrift zu stehen und zwischen ihren Zeilen lebendig zu werden. Keine Eigenheit, keine Brechung des Lichtes in dem Strahlenkranz, der mit neuer Leuchtkraft sein Haupt umgeben sollte, kein Zug in diesem adlig-stolzen, dabei unsagbar rührenden Antlitz durfte vergessen sein.

Es gelang. Man hatte ihn wahrhaft beschworen, den "in Lichtspuren wandelnden Beglückergeist", der, "unserer kranken Zeit zum Seelenarzt werden konnte, wenn sie sich recht auf ihn besänne...". Der "Versuch" war gemacht,- und unbrauchbar für den Zweck.

Was tun ?

"Ich sehe nicht", erklärte T. M., als er der Herausgeberin dieses Bandes das Manuskript zur Kürzung übergab, "wie Du es diesmal schaffen sollst!" Sie lachte. "Deine Sachen kann ich!", meinte sie zuversichtlich. Früh hatte sie gelernt, väterliche Schriften fürs Mündliche einzurichten. Um ein Drittel, schlimmstenfalls auf die Hälfte waren solche Arbeiten reduziert worden. Jetzt aber wollte der Essay eingekocht sein zu einer Essenz, die ein knappes Fünftel der Original-Fassung ausmachen durfte. Es war nicht leicht. Und doch: Wie sehr, wie beglückend hat jede Mühe, die dornigste noch, sich gelohnt. Was schliesslich blieb, war aus einem Guss; schlüssig schien es und so, als habe der Autor Umfassenderes nie gewollt. Der "Versuch" aber, - ein Stück Arbeit völlig anderen Kalibers und Charakters, - ist eingegangen ins Gesamtwerk, dessen essayistische Krönung er bildet.

Beifallsstürme lohnten den Redner, - in Weimar, wie in Stuttgart. Zugegeben: er sprach wie kein Zweiter, - besonders, wo er liebte, huldigte, mitzureissen hoffte - und anzukämpfen hatte gegen schwere Vorbehalte. Konnte denn - die Frage war vielfach laut geworden - konnte T. M., dieser "Kühle", skeptische, analytische Geist, Schillern irgend gerecht werden, - ihm, dem Unbedingten, enthusiastisch-Dichterischen, dithyrambisch-Entflammten ?

Er konnte. Und es geschah, dass unbekannte Zweifler zerknirschte Briefe schrieben: Finsterer Befürchtungen voll seien sie daheim vor ihren Geräten gesessen. Doch dann - nach wenigen Sätzen schon - habe der Redner sie gefangen genommen. Gebannt, in tiefer Ergriffenheit seien sie ihm gefolgt, bis zum Schluss.

Die Wirkung war ungewöhnlich, - ja, ^{ich habe} ~~Schneider~~ ^{und bin} ~~in diesem Lande~~ ^{in vielen Herren Ländern} ~~erlebt~~ ^{erlebt}, ~~aber~~ ^{und bin} in vieler Herren Länder, ~~war~~ ^{war} niemals Zeugin gewesen ähnlicher Begeisterung nach einem Vortrag.

Ganz so fulminant kann im Druck die Ansprache nicht wirken. Man hat sie "mitgeschnitten", in Stuttgart, und das Band zur Platte geprägt. Wer also hören will, nachdem er gelesen, der kaufe, leihe, lasse sich beschenken. Und sei erinnert, : der da spricht, hat sich selber nicht mehr gehört. Er starb, - drei Monate nur nach diesem friedlichen Sieg, - die Gewissheit im Herzen, dass er, zuerst und zuletzt, sein Bestes getan.

Zu

Tonio Kröger

Nach "Buddenbrooks" stellt die Novelle "Tonio Kröger" T. M.'s erstes Erzählwerk von Gewicht dar. Und während der junge Mensch, der den grossen Familienroman schrieb, streng darauf bedacht war, sich im Objektiven zu halten und aus erheblicher Distanz zu wirken, lässt nun der 27-Jährige sich auf ein Thema ein, das ihm ganz persönlich auf den Nägeln brennt.

Die eigenste Problematik, - zunächst hatte er sie gefürchtet. Bis zum gewissen Grade wenigstens musste sie bewältigt sein, ehe er sich künstlerisch an sie wagte. Worin bestand sie ?

Die Sonder-Existenz des Künstlers unter den Menschen, seine Fremdheit in ihrer Mitte waren schon dem Knaben schmerzlich bewusst geworden. Sehnsüchtig, suchend, kritisch-erkennend steht er neben oder über den Dingen, die sein "Material" sind. Der Geist, mit dem er Leben und Wirklichkeit durchdringt, scheint sein eigenes Leben der Wirklichkeit zu entfremden.

So jedenfalls sah es der Dichter, und viele junge Menschen haben damals im "Tonio" sich selbst erkannt, - Dichter ihrerseits und solche, die dichterisch empfanden.

"Buddenbrooks", bei aller Aktualität, die bedeutender Epik unverlierbar ist, gilt längst als historischer Roman. "Tonio Kröger" aber bleibt so jung, wie der Autor es war, und heute noch findet suchende Jugend sich in der Erzählung wieder.

Zu

Königliche Hoheit

Nach Form und Handlungsablauf ist T. M.'s zweiter Roman eine Prinzen- und Hofgeschichte scheinbar herkömmlicher Art.

Seine Königliche Hoheit, Prinz Klaus Heinrich zu Grimbürg, ist mit einer argen "Hemmung", einer verkümmerten linken Hand, zur Welt gekommen, doch im übrigen gutaussehend, - eine repräsentative Erscheinung. Und "repräsentativ" - dies Wort ist in unserem Buche von entscheidender Wichtigkeit.

Klaus Heinrich regiert in Vertretung seines kränklichen älteren Bruders, des Grossherzogs Albrecht. Er "repräsentiert" den eigentlichen Herrscher, der freilich auch nur regiert hat, indem er repräsentierte. Zu Recht sieht der Autor in der Existenz moderner Fürsten etwas rein Repräsentatives, da doch in Wahrheit Kabinett und Parlament die Entschlüsse fassen und die Taten tun, während die Hoheit über ihnen thront, ein Symbol der Herrschaft, nicht eigentlich ihr Träger.

An dem Tage, da Albrecht überraschend seinen Bruder ernennt, hat er sich ~~Wohl~~ nicht zufällig - recht angewidert geäußert über das Wesen seines hohen Berufes. Sein Minister für Finanzen und Landwirtschaft, Doktor Krippenreuther, hat ihm wieder einmal Bericht erstattet. Die Steuerkraft des Landes (es steht schlecht um sie!), ertraglose Silberbergwerke, notwendige Neubauten für die Rentämter und die Entlastung der Landwirtschaft haben - unter sehr vielem anderen - eine Rolle dabei gespielt, und der Fürst "hatte im ganzen den Eindruck, dass Krippenreuther seine Sache verstünde. Ich selbst", sagt er, "verstehe natürlich so gut wie gar nichts davon, was Krippenreuther auch weiss und billigt, und so habe ich denn 'Ja, ja' und 'Freilich wohl' und 'Ich danke Ihnen' gesagt und habe alles gehen lassen so gut es kann."

"Du sprichst so bitter, Albrecht", meint bekümmert Klaus Heinrich. Dem Bruder aber war während des langen Vortrags etwas eingefallen, das er nun zum Besten gibt.

"Hier in der Stadt lebt ein Mann", sagt er, "ein kleiner Rentner mit einer Warzennase. Jedes Kind kennt ihn und ruft Juchhe, wenn es ihn sieht, er heisst Fimmelgottlieb, denn er ist nicht ganz bei Troste, einen Nachnamen hat er schon lange nicht mehr. Er ist überall dabei, wo etwas los ist, obgleich seine Narrheit ihn ausserhalb aller ernsthaften Beziehungen stellt, hat eine Rose im Knopfloch und trägt seinen Hut auf der Spitze seines Spazierstocks herum. Ein paarmal am Tage, um die Zeit, wenn ein Zug abfahren soll, geht er auf den Bahnhof, beklopft die Räder, inspiziert das Gepäck und macht sich wichtig. Wenn dann der Mann mit der roten Mütze das Zeichen gibt, winkt Fimmelgottlieb dem Lokomotivführer mit der Hand, und der Zug geht ab. Aber Fimmelgottlieb bildet sich ein, dass der Zug auf sein Winken hin abgeht. Das bin ich. Ich winke, und der Zug geht ab. Aber er ginge auch ohne mich ab, und dass ich winke, ist nichts als Affentheater. Ich habe es satt..."

Elf Seiten später erst ^{hat} ~~hat~~ Albrecht - nicht etwa ^{abgedankt} ~~Märchenbrecher~~ (das dürfte er kaum); vielmehr hat er den Jüngeren mit seiner Vertretung betraut in allen Dingen repräsentativer Natur, will sagen, in allen Dingen. Wie sich zeigt, hat Staatsminister Dr. Baron Knobelsdorff den Akt bereits gebilligt; fortan führt Klaus Heinrich, der bisher "Grossherzogliche Hoheit" hiess, den Titel "Königliche Hoheit" und sieht sich vom Oberleutnant direkt zum Major "à la suite" seines Regiments befördert.

T. M. hat den Roman "ein modernes Märchen" genannt, und wirklich sind märchenhafte Züge nicht zu verkennen. Da gibt es etwa zu Schloss Grimmburg einen herrlichen Rosenstrauch, der nur leider nicht duftet. Höchstens, dass ein leiser Hauch von Moder ihm entschwebt. Doch eine alte Prophezeiung will es, dass in ferner Zeit "ein einhändiger Prinz" dem Lande grossen Segen bringen, und dass von stundan der köstlichste Duft ausgehen werde vom Moderstrauch."

Wie so manche Prophezeiung, erfüllt diese sich andeutungsweise. Wer immer an sie geglaubt hat, darf sagen, sie habe sich erfüllt. Durch seine Vermählung mit ~~Anna~~ einer "Bürgerlichen", die obendrein aus Amerika kommt und ein wenig indianisches Blut in den Adern hat, bringt Klaus Heinrich in der Tat grossen Segen ins Ländchen. Die ~~beglückende~~ ^{beglückende} Fremde ist ungeheuer reich, und wie durch Märchenzauber weiss Dr. Krippenreuther sich aller Sorgen jählings enthoben. Der Prinz freilich ist nicht "einhändig", doch seine verkümmerte linke Hand steht ein für den Mangel, sie symbolisiert ihn, - ja, die "Hemmung", einst als so störend, so peinigend empfunden, ist repräsentativ geworden.

Da haben wir es wieder, das Wort, mit dem wir anfangen. Und das Kapitel, mit dem wir fortfahren, repräsentiert seinen Autor gleich zwiefach: "Der hohe Beruf" des Prinzen steht ein für die Daseinsform des Künstlers, des Dichters insbesondere. Dessen Leben, wie das der Hoheit, empfindet T. M. als darstellende, der Wirklichkeit letztlich fremde, schwebende Existenz. Geist schafft Distanz, wie Hoheit dies tut. Zwar steckt der Dichter in jeder seiner Gestalten, wie der Prinz in all seinen Kostümen und Verkleidungen steckt. Kunst aber, wie fürstliche Repräsentanz, ist Darbietung, nicht Wirklichkeit.

Das Kapitel, "Der hohe Beruf", so haben wir gesagt, enthalte den Dichter deppelt. In der Figur des Prinzen wird schliesslich die Hoheit erlöst durch die Liebe, - ein weiteres Märchenmotiv. Das Mädchen heisst "Iuma". Im Dasein des Autors hiess sie Katja und auch sie kam als Erlöserin, da sie sein wirklichkeitsfremdes Künstler-tum im Leben verankerte, die "schwebende Existenz" herunterholte auf die Erde.

Die zweite Figur, in der wir unseren Dichter erkennen, ist ganz einfach ein Dichter. Die Parodie eines Dichters, wie wir eilig hinzufügen. T. M. parodierte gern, - am liebsten sich selbst. Und während vieles wahr und stimmig ist, an diesem "Axel Martini", will sein Auftritt cum grano salis - einem sehr schweren, besonders salzigen Gramm Salz - genossen sein.

Vorhang auf!

ZU

"UNORDNUNG UND FRÜHES LEID"

Fast jedes Mal, wenn T. M. unter eine grosse Arbeit das "Finis operis" gesetzt hatte, erholte er sich ein wenig. Was nicht etwa heissen will, dass er dann eine Pause einlegte. Tage - oder gar Wochen - des Nichtstuns kannte er nicht. Ohne zu schreiben, mochte,- nein, konnte er nicht leben. Die "Erholung" also bestand darin, dass er nun etwas Kürzeres schrieb,- einen Aufsatz, eine Erzählung.

1924 war "Der Zauberberg", damals zweibändig, erschienen. Eine der "epischen Riesenlasten", die zu tragen der Dichter sich so früh gewöhnt hatte, war von ihm genommen. Ins Jahr 1925 fiel sein 50. Geburtstag. Wäre es nicht hübsch, wenn er zu Beginn des neuen Lebensabschnittes etwas Neues vorlegen könnte,- irgendeine Geschichte? Aber wusste er eine? Doch, er selber hatte gerade eine erlebt und brauchte nur zu erzählen.

Viele Leser und manche Kritiker (nicht die klügsten freilich!) haben in der Novelle den Dichter und sein Haus "erkannt". Hier, so meinten sie, sei alles photographisch genau,- das Selbstportrait, wie die Bildchen der Kinder. "Aha!", sagten die Leute, "so ~~ist~~ also ^{ist Söhnchen} ~~das~~ Klaus, und so ~~ist~~ ^{Tochter} Erika, und so geht es zu in der Mann-Villa!"

Ach, die Leute! Sie hatten "Bilse und ich" nicht gelesen. Wir dagegen erinnern uns: "Die Wirklichkeit", heisst es da, "die ein Dichter seinen Zwecken dienstbar macht, mag seine tägliche Welt, mag als Person sein Nächstes und Liebstes sein; er mag dem durch die Wirklichkeit gegebenen Detail noch so untertan sich zeigen, mag ihr letztes Merkmal begierig und folgsam für sein Werk verwenden: dennoch wird für ihn - und sollte für alle Welt! - ein abgründiger Unterschied zwischen der Wirklichkeit und seinem Gebilde bestehen bleiben: der Wesensunterschied nämlich, welcher die Welt der Realität von derjenigen der Kunst auf immer scheidet."

In diesem und in keinem anderen Sinne will "Unordnung" verstanden sein. Was freilich dem "Lorchen" da widerfährt,- ihr kleines Drama mit der Wonne des Tanzes, dem argen Liebeskummer und der Lichterscheinung zum Schluss,- das ist wirklich genau so passiert. Der Dichter brauchte es "nur" zu erzählen.

~~Und jetzt: Viel Spass!~~

- 15 -

- 1 -

ZU

DER ZAUBERBERG

Hans Castorp, ein junger Mensch aus Hamburg, 23jährig, wohlhabend, Patrizier-Sohn, Waise, Enkel eines Ratsherrn, ist auf drei Wochen nach Davos gekommen. Dort, im schweizerischen Hochgebirg, will er seinen Vetter besuchen, der - seit fünf Monaten schon - ein böses Lungenleiden auszukurieren sucht. Das "Internationale Sanatorium Berghof" hat schöne Erfolge aufzuweisen, die freilich Zeit kosten, erschreckend viel Zeit. Nun, Hans ist ja nicht krank, auch wenn er der Kräftigste nie gewesen ist und zweifellos gut daran tut, sich ein bisschen zu erholen, ehe er "im Flachland" seine Stellung als Volontär einer heimischen Werft antritt.

Gar nicht krank ? Man wird sehen. - Vorläufig, auf Seite 166 der grossen Geschichte, die fast 1000 Seiten verschlingt, wissen wir nur, dass der Besucher fasziniert ist von der neuen Umwelt, und zwar nicht so sehr von Pracht und Herrlichkeit der Landschaft, als von Leben und Treiben derer im "Berghof". Ist es ein reduziertes Leben, das die Patienten führen ? Ja und nein. Nur "die Schweren" sind bettlägerig. Aber alle sind sie febril, und das Fieber steigert die Lebenslust, die Lebensgier. Weshalb denn das Treiben der jungen Leute (die Tb tritt vornehmlich bei solchen auf) dem bürgerlich-ehrbaren Castorp zu denken gibt. Er denkt viel, hier oben, - die dünne Höhenluft erweist sich als anregend und verführt zu Höhenflügen. "Verführung", das ist ein Schlüsselwort in Hans Castorps Geschichte, dem "Erziehungsroman", in den wir nun eintreten.

Ein paar Tage erst sind verstrichen, seit unser Held hier ankam. Doch schon ist ihm Entscheidendes widerfahren. "Natürlich, ein Frauenzimmer!", so lautet die Ueberschrift eines wichtigen Abschnitts. Und eben dies Frauenzimmer, eine junge Russin, ziemlich krank, lässig von Verhalten, schmaläugig, mit slawisch breiten Backenknochen und katzenhaftem Gang, hat es dem Besucher angetan. Liebt er sie bereits ? Das wüsste er selbst kaum zu sagen. Unablässig aber reizt und beunruhigt sie ihn. Auch erinnert sie bestürzend an jemanden, den oder die Hansens Gedächtnis nicht mehr findet und "hergibt". Wer, zum Teufel, ist das gewesen ? Um womöglich etwas Ordnung in seine Gedanken zu bringen, unternimmt er allein - ohne den treuen Vetter - einen ausgedehnten Spaziergang.

Hier folgt Roman, Seiten 166-175.

Dann, anschliessend an Seite 175:

Dr. Krokowski, Assistent des Chefarztes, Hofrat Behrens, ist Psychoanalytiker seines Zeichens. Die Patienten sagen, er treibe "Seelenzergliederung". Der Titel des Vortrags, den er gleich halten wird, lautet: "Die Liebe als krankheitsbildende Macht". Es ist ein Schlüsseltitel, ganz wie "Verführung" ein Schlüsselwort für uns bleibt. Nicht, als ob übrigens der Arzt die Liebe schlechthin zu denunzieren gedächte. Gegen die normale, "erlaubte" und also zu befriedigende Liebe ist nichts einzuwenden. Worum es geht, das ist die irgendwie - auf welcher Ebene immer - unzulässige Liebesleidenschaft, ein allmächtiger Affekt, der, "verdrängt", in Krankheit umschlägt, - zur Krankheit wird.

Hans Castorp erkrankt. Scharf gegen Ende der drei Wochen, die er hier verbringen wollte, holt er sich einen erstklassigen Schnupfen,- äusserst lästig, so kurz vor der Heimreise. Etwas febril ist er auch. Hofrat Behrens, um Rat befragt, untersucht. Und da zeigt sich denn, was es auf sich hat mit dieser "Erkältung". Nicht von ungefähr hat sie unseren Helden erwischt. Die Höhenluft, so gut gegen die Krankheit, ist auch gut für sie,- will sagen, sie bringt Latentes zum Ausbruch und Vorschein. Deutlich sind in Castorps Innerem "Dämpfungen" zu hören, eine "Rauhigkeit", ja, beinahe schon ein "Geräusch". Und es wollen diese Fachausdrücke nicht weniger besagen, als dass Hans "verknackt" wird - zu drei Wochen Bettruhe vorderhand. Dann soll geröntgt werden. Doch schon der akustische Befund lässt den Schluss zu: Unter einem halben Jährchen wird der Junge nicht wegkommen,- das ist die Mindeststrafe hier. Ist er verstört, entsetzt, zutiefst herabgestimmt ? Ach nein. Erinnern wir uns doch unserer Schlüsselworte! Und vergessen wir nicht, zu erwähnen, dass - dem Hofrat zufolge - Castorp früher schon krank war,- als Bub. Es muss um die Zeit gewesen sein, als er sich von jenem Pribislav einen Bleistift lieh. "Vernarbte Stellen" deuten darauf hin.

Die drei Wochen vergehen wie im Traum. Die Russin, übrigens, von der dieser Traum voll ist, heisst Clawdia Chauchat.

Zur Stunde befinden die Vettern sich im Vorzimmer zum Röntgen-Laboratorium. Wobei zu bedenken ist, dass unser Buch vor dem Ersten Weltkrieg spielt, da alle Technik noch in putzigen Kinderschuhen steckte.

Folgt Roman, Seiten 295-307. Anschliessend:

TYPEWRITER

Der nun folgende Abschnitt ist mit "Freiheit" überschrieben,- einem neuen Schlüsselwort. Kranksein, sehr lange krank sein, macht frei, entledigt aller Pflichten und normalen Bindungen. Und wenn nun gar die Krankheit nichts Störenderes mit sich bringt als leichtes Dauerfieber, dann steht es dem Patienten frei, wie er die Zeit nützen will.

Wir halten im Buch auf Seite 307. Fast ein Drittel des Ganzen, also, haben wir schon hinter uns. Räumlich gesprochen. Denn sieben Wochen erst hat Hans auf dem "Zauberberg" verbracht und sieben Jahre wird er bleiben.

Der Vetter stirbt ihm weg. Von Clawdia leiht er sich verwegener Weise einen Bleistift,- in einer Faschingsnacht, da man verkleidet ist, "Du" zueinander sagt, und die "normale" Kranken-Freiheit ins Phantastische, Unwirkliche hinüberwechselt. Auch das Gespräch der Beiden hat Traumcharakter. Zu vorgerücktester Stunde erfolgt die Rückgabe des Bleistifts. Auf Clawdias Zimmer.

Der Morgen kommt, die Zaubernacht ist um. Sie wird die einzige bleiben, die Hans und Clawdia in Liebe vereint sieht,- einer unerlaubten Liebe, unzulässig, - ganz im Sinne des Doktors Krokowski. Dass irgendwo hinterm Kaukasus ein russischer Gatte sitzt, hat wenig oder nichts zu bedeuten, angesichts der Freiheit, welche die Krankheit verleiht. Die aber ist ziemlich schwer im Falle der Schmaläugigen, und so darf die Passion des Jungen nicht sein. Sie kann dem Leben nicht dienen, ihm nichts einbringen, sie ist blosse Leidenschaft - zwecklos, ziellos, schädlich, verboten.

Anderen Tages reist Clawdia. Ohne Abschied entweicht sie ins Ungewisse. Und Castorp wartet. Sie wird wiederkommen. Wann ? Woher ? Gleichviel. Wesentlich immerhin ist das "Wann".

Die Zeit spielt eine bedeutende Doppelrolle in unserem Buch. Zu Recht hat man den "Zauberberg" einen "Zeitroman" genannt, da er einerseits das Bild einer Epoche, der europäischen Vorkriegsepoche, zu entwerfen sucht, andererseits die reine Zeit selbst zum Gegenstand hat. Was für ein foppendes, ja unheimliches Element die Zeit sein kann, das weiss jeder Urlauber, der sich ausruhen will und soll, in neuer Umgebung. Von den drei Wochen, die du vor dir hast, scheint die erste lang - und nicht etwa, weil sie langweilig wäre. Im Gegenteil: mit ihrer Fülle von frischen Eindrücken, bewegten und bewegenden Bildern, ihren Anforderungen an deine Aufnahmefähigkeit, vergeht sie rasch; ist sie aber vorüber, so scheint der Tag deiner Ankunft weit, weit zurückzuliegen. In der zweiten Woche bereits gerät die Zeit dir ins Gleiten. Du bist "eingewöhnt", ein Tag verläuft wie der andere, - das ist vergleichsweise "langweilig", doch im Rückblick sind die sieben Tage abgeschnurrt, - du begreifst nicht, wie. Die dritte Woche nun gar kannst du auswendig, ehe sie anfängt. Da sie nichts Neues bieten, mögen die Stunden dir lang werden, während in unfasslicher Eile der ganze Zeitblock dahinschmilzt.

Hans Castorps Zeit verhält sich nicht anders, und der Dichter trägt ihrem Verhalten genaue Rechnung. Er erzählt perspektivisch, indem er 175 Seiten aufwendet für die ersten 7 Tage, um nur 282 Seiten "später" 7 Monate unter Dach zu haben. Wir sagen "nur". Und doch: wieviel Raum (448 Seiten!) kostet das bisschen Zeit, gemessen an dem verbleibenden, der - auf 546 Seiten - sechseinhalb Jährchen zu fassen hat.

Ein "Zeitroman" also. Wie aber nützt unser Held seine Zeit ? Und wie wird unser Buch zum "Erziehungsroman" ?

Das neue Schlüsselwort heisst "Ueberwindung",- genauer, "Selbstüberwindung". - Hans Castorp ist Deutscher und als solcher Romantiker. So wenigstens begreift es sein Autor, dem von jeher das spezifisch Deutsche das Romantische war, das Musikalische, aller ratio letztlich Abholde, das "Tiefe", "Innerliche", die "Sympathie mit dem Tode". Er selbst war "spezifisch deutsch" und - bis zum "Zauberberg" - nicht willens, die Romantik in sich zu überwinden. Nun trägt er seinem Helden diesen Willensakt auf, wobei die Mittel, deren er sich bedient, vielfach romantischer Natur sind! Verbotene Liebe, Musik, verzauberte Landschaft, Tod und Verklärung,- und all dies eingesetzt im Dienste der "Entromantisierung".

Unser letztes Schlüsselwort ist gefallen. Nun spricht der Dichter.

"Für diesen", so sagt er, "sind Tod und Krankheit und alle makabren Abenteuer, die er seinen Helden durchlaufen lässt, das pädagogische Mittel, durch das eine gewaltige 'Steigerung' und Förderung des schlichten Helden über seine ursprüngliche Verfassung hinaus erzielt wird. Sie sind, eben als Erziehungsmittel, weitgehend positiv gewertet, wenn auch Hans Castorp im Laufe seines Erlebens hinausgelangt über die ihm angeborene Devotion vor dem Tode und eine Menschlichkeit begreift, die die Todesidee und alles Dunkle, Geheimnisvolle des Lebens zwar nicht rationalistisch übersieht und verschmäht, aber sie einbezieht, ohne sich geistig von ihr beherrschen zu lassen.

Was er begreifen lernt, ist, dass alle höhere Gesundheit durch die tiefe Erfahrung von Krankheit und Tod hindurchgegangen sein muss, so wie die Kenntnis der Sünde eine Vorbedingung der Erlösung ist."

Das mag schwierig klingen - in solcher Verkürzung. Auf das Buch verteilt - mit all seinen Abenteuern, amüsanten, ja äusserst komischen Episoden, dem bunten Reichtum seines Figurenbestandes, seinen Spannungen und Lösungen, ist es unterhaltend, selbst wo es belehren möchte.

Hans Castorp - soviel will abschliessend gesagt sein - lernt dort oben "die Sünde" kennen. Sie hat viele Namen, - heisst Clawdia, Traum, Rausch, sich verzaubern und gehen und sinken lassen, das Leben schwänzen, dem "Flachland", der tätigen Menschenwelt abhanden kommen. Auf seine eigene verschmitzte Manier aber ist Hans alles andere als untätig. Sieben Jahre "Ferien", - doch er arbeitet an sich, bildet seinen Geist. Er denkt, liest, diskutiert, findet das Verschiedenste "hörenswert" und nur Einiges brauchbar. Zwei geborene Pädagogen, kluge Mitpatienten sehr gegensätzlichen Charakters beraten ihn, ja kämpfen um seine Seele. Den Sieg enthält er ihnen vor, - dem Einen, wie dem Anderen. Er besiegt sich selbst.

"Mein Gott, ich sehe!", so hat er heftig "bewegt" gerufen, beim Anblick eines zuckenden Herzens auf dem Röntgensschirm. Und "Mein Gott, ich sehe!", so ist der fragliche Abschnitt überschrieben. Dass er sehen lernt - im Grossen - und schliesslich begreift, wozu wir wandeln und uns wandeln auf diesem Stern, - das sichert ihm "die Erlösung" und macht den "Zauberberg" zum - durchaus modernen - "Erziehungsroman".

* * * * *

ZU

"KATJA MANN ZUM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAG"

Mit dem, was jetzt kommt, schlagen wir nochmals der Chronologie ein Schnippchen. Aus guten Gründen eilen wir ihr voran. Denn ohne die Frau, deren hoher Tag da begangen wird, hätte "Der Zauberberg" nicht werden können, was er ist, ^{ja,} - das Buch wäre gar nicht entstanden.

Eines leichten aber zähen Lungenleidens wegen verbrachte Katja Mann sechs Monate in Davos. Der Dichter besuchte sie dort, ganz wie "Hans Castorp" seinen kranken Vetter. Wie sein Held auch holte er sich einen "erstklassigen Schnupfen", wurde ärztlich dahin belehrt, seine Lunge sei angegriffen, und vernunftgemäss bleibe er also hier. "Hätte ich gehorcht", scherzte zwanzig Jahre später T. M., "ich läge wohl heute noch dort."

Leben und Treiben aber im Sanatorium fand er so seltsam und faszinierend, dass er gleich beschloss, eine Novelle zu schreiben vor diesem Hintergrund. "Ihre Atmosphäre", hat er später gesagt, "sollte die Mischung von Tod und Amüsement sein, die ich an dem sonderbaren Ort erprobt hatte."

Es kam anders. Natürlich kam es anders.

"Buddenbrooks", "Joseph und seine Brüder", "Lotte in Weimar" - immer waren es Erzählungen gewesen, was der Dichter plante, und gegen alle Absicht, unter der Hand entstanden grosse Romane. Denn nicht nur haben Werke ihren eigenen Willen und entwickeln sich, wie es ihnen richtig und nötig scheint, - es ist auch gut, wenn ihr Schöpfer zunächst nicht weiss, was er sich da auflädt. Wie leicht könnte er entmutigt stehen, vor dem Berg von Arbeit, der Pyramide, die es aufzurichten gilt, der Unzahl von Problemen, - erzählerischen, geistigen, kompositorischen -, die zu lösen sein wird.

Im Falle des "Zauberberg" hätte jede Erzählung gründlichsten Quellenstudiums bedurft. Und so bat T.M. seine Frau, ihm nur ja alles zu schreiben, was droben vorgehe; ihre Mitpatienten genau zu schildern; zu erzählen, was die Aerzte so trieben, sagten, leisteten; kurz, reichlich "Material" zu liefern für die kleine Novelle.

Sie lieferte treulich, und während natürlich der Dichter auch aus anderen Quellen schöpfte (buchstäblich wurde er zum Gelehrten und Lungenspezialisten in jenen Jahren!), stammen doch viele Einzelheiten, - komische, wie traurige und groteske, aus der Füllfeder, dem Füllhorn von Katja Mann.

* * * * *

Schriften zum Zeitgeschehen

Einführung

T. M. war nicht für die Politik geboren. 39jährig erst begann er sich mit ihr auseinanderzusetzen,- der Ausbruch des Ersten Weltkrieges trieb ihn dazu. Aber sehr charakteristischer Weise nannte er das Buch, das da - langsam und unter Qualen - entstand, "Betrachtungen eines Unpolitischen".

Es ging um Deutschland und Deutschtum,- um "Kultur" (deutsche) gegen "Zivilisation" (westliche), um "die gerechte Sache" ("unsere") und zahllose Dinge, die irgendwie zum Grundthema in Beziehung gesetzt wurden. Fraglos,- es war "Dienst am Vaterland", was geleistet werden sollte, doch diente auch oder vornehmlich das Werk der Selbsterforschung,- war Selbstgespräch, oft genug im Streit mit dem eigenen Ich. "Gewissenhaftigkeit", so erklärt in der Vorrede der Autor, habe ihn bestimmt. Und eben sie führt dazu, dass der Schreibende sich wandelt. Was zu bekämpfen er auszog, die westliche Demokratie,- am Ende hat er erkannt, dass sie seinem Wesen gar so fremd und feind nicht ist. Die Erkenntnis kommt spät. Im erregten Hin und Wider des grossen Monologs bricht sie sich mählich Bahn. Schliesslich aber heisst es: "Einige dieser Blätter sind schön; es sind die, wo Liebe sprechen durfte. Dorthin, wo Hader und bittere Scheidung herrscht, werde ich nie wieder blicken."

Die Arbeit wird fertig, in genau dem Augenblick, da sie "unserer" Sache gewiss nicht mehr nützen, nur den Autor aufs schwerste schädigen kann. Deutschland ist katastrophal geschlagen, der Feind triumphiert, und im Lande herrscht "Demokratie". Warum lässt dennoch - im Herbst 1918 - T. M. sein "Leidensbuch" erscheinen? Weil er Zeit seines langen Lebens das genaue Gegenteil dessen gewesen ist, was man einen Opportunisten nennt. Bekenntum,- der Begriff ist gültig, wo immer unser Dichter die Stimme erhebt. Und ein Bekenntnis zu verschlucken, nur, weil es inopportun geworden ist,- nichts konnte ihm ferner liegen.

Als literarisch-geistiges Produkt viel zu komplex und schwierig, um erniedrigten Patrioten zum Trost zu gereichen, fand das Werk wenig Anklang bei der "Rechten", während die Linke sich achselzuckend abwandte. "Ein Rückzugsgefecht", so nannte T.M. sein Buch, und wer in aller Welt weiss derlei Gefechte zu schätzen?

Tut nichts. Der Autor hatte gelernt, während er litt, und litt, weil er gelernt hatte. Die deutsche Republik, - schwaches und unbeliebtes Kind der Niederlage, - vier Jahre nach Erscheinen der "Betrachtungen" macht er sich zu ihrem Ritter und Verteidiger und bleibt bei dieser Rolle - bis zum bitteren Ende. Die Radikalen versö^hnt er dadurch nicht. Ihnen gilt längst das Weimarer Unternehmen als reaktionär, während die Rechte von "Novemberverbrechern" faselt und alle Folgen des verlorenen Krieges der Demokratie in die schäbigen Schuhe schiebt. Wieder also setzt T. M. "aufs falsche Pferd", und wieder ist es ein "Rückzugsgefecht", zu dem er angetreten. ~~Den~~ Den Hitlerismus bekämpft er, seit es ihn gibt. Sehr zum eigenen Nachteil. Denn Adolf ist offensichtlich das richtige Pferd, und wer, im bürgerlichen Lager, auf Vorteil bedacht ist, füttert das Tier mit Geld und guten Worten.

T.M. exponiert und gefährdet sich aufs Äusserste. Den Angriffen professioneller Politiker und linker Publizisten bieten die NS-Leute zuversichtlich die Stirn. Die Todfeindschaft aber des "arischen" Nobelpreisträgers mit dem leidigen Weltruhm hatten sie nicht erwartet. Der Mensch stört ihre Kreise, und sie reagieren entsprechend gereizt.

Dann kommt, was kommen musste, - die Emigration. Musste sie kommen? Nein. Todfeindschaft hin oder her, - der Name T. M. war zu gebrauchen, und nur zu gern hätten die neuen Machthaber sich seiner bedient. Selbst als sein Träger sich ihrem Zugriff längst entzogen, winken sie lockend mit dem Zaunpfahl. "Kehre zurück, alles vergeben", - so, ungefähr, lautet die Botschaft.

T. M. bleibt "draussen" - und verliert alles, Hab und Gut, die ganze Ernte eines arbeitsbesessenen, von Erfolg gesegneten Lebens, auch die Bücher, den unentbehrlichsten Besitz. Beinahe sofort läuft sein Pass ab, und kein deutsches Konsulat darf ihn erneuern. In

Deutschland - erklären die Beamten - würde dem Antrag alsbald stattgegeben werden. So sucht man den Gegner heimzuholen - und mundtot zu machen. Denn dafür, dass im Lande kein Gegner den Mund mehr auftut, ist gesorgt.

Der "Brief nach Bonn" bedarf keines Kommentars. Kaum war er abgesandt, liess T. M. ihn drucken. In vielen Sprachen und Ländern fand er weiteste Verbreitung, sogar "daheim", wo man ihn untergrundig verteilte. Er stellt, dieser ^{nicht nur} Brief, des Dichters Kriegserklärung dar, die offene Kampfansage, die ihm auf der Seele brannte, - er zeugt auch und vor allem von seiner Liebe für Deutschland und der tiefen Sorge um Wohl und Wehe seines Volkes.

Was immer er folgen liess, - all seine politischen Schriften bis zum Ende des Krieges - hat ähnlichen Klang. T. M. warnt und wirbt; liebend beschwört er und leidenschaftlich sucht er das Bessere zu verteidigen, da es "das Gute" in Reinkultur nicht gibt. Zeitweise, so hat er später gesagt, sei er zu einer "Art von Wanderredner der Demokratie" geworden, wohl wissend, dass "die Propagierung humanitärer Ideale" einem Künstler "in die Nähe - und nicht nur in die Nähe - der Platitude" bringen könne. Fraglos sei "politische Gutmütigkeit" geistig und artistisch weit weniger interessant, als etwa die schillernde Problematik der "Betrachtungen" es gewesen. Es stelle sich aber die Frage, "ob es in politischen Dingen, im Umgang mit menschlicher Bedürftigkeit, so sehr auf Interessantheit ankommt und nicht vielmehr auf Güte."

Und Güte, opferwilliges Mitmenschentum ist es in der Tat, was den "Unpolitischen" in die Politik trieb - und ⁱⁿ die Verbannung.

Wenn wir Glück haben, wird unsere Auslese aus den "Schriften zum Zeitgeschehen" ein Beitrag sein zur Erkenntnis dieser Wahrheit.

* * * * *

"Lotte in Weimar"

Spät erst - 61jährig - hat T. M. sich erzählerisch an eine Figur gewagt, die ihn seit sehr langem tief beschäftigte, und der er schon so manchen essayistischen Versuch gewidmet: Goethe. Dessen überragende Gestalt mit allen Licht- und Schattenseiten einmal hinzustellen, ihn reden und denken zu lassen, an seinem Beispiel zu zeigen, wie schwer die Grösse - noch die besonnteste - es mit sich selber hat und wie furchtbar schwer sie es der Umwelt macht, das war eine Aufgabe von ungemeinem Reiz, gerade für einen Schriftsteller, der so gross war in der Bewunderung seiner Vorbilder und Leitsterne. Bewunderung schliesst Kritik nicht aus. Täte sie's, sie wäre ohne Erkenntnis und also wertlos, - blosser Schwärmerei. T. M. war kein Schwärmer und kein "Fan". Je unbedingter er bewunderte, desto leidenschaftlicher schürfte er, desto dringlicher war er auf volle Kenntnis, Erkenntnis, Gerechtigkeit bedacht.

Goethen gerecht werden, - kann man das überhaupt? Ein Goethe-Roman - höchst riskantes Experiment, - dessen war T. M. sich nur zu genau bewusst. Er erzählt denn auch nicht frisch von der Leber weg. Mit seinem Helden hält er lang hinterm Berg. Er umkreist ihn, - von weitem zunächst, dann in immer enger werdenden Zirkeln. Und zwar so:

Die Hofrätin Kestner, Charlotte Kestner, geborene Buff, - kurz, "Werthers Lotte", trifft in Weimar ein, angeblich zum Besuch ihrer dort verheirateten Schwester. ^{Wirklich aber} ~~Wirklich aber~~ wünscht die Gute nichts sehnlicher, als endlich den Jugendfreund wiederzusehen, der es in der langen Zwischenzeit zu so ungeheuerlichem Ruhm und Glanze gebracht hat. 44 Jährchen sind verstrichen seit Erscheinen des "Werther", und nichts, was der deutsche Dichturfürst seither der Welt gegeben, hat so die Herzen entflammt wie dies erstaunliche Frühwerk. Kein Wunder also, dass "Lottes" Ankunft das Städtchen in helle Aufregung versetzt. Eine Legende ist da. ———> ~~Wirklich aber~~ Nebst Tochter und Zofe ist sie ganz einfach abgestiegen im Gasthof zum Elephanten, vor dem bald die Menge sich staut, in der vergeblichen Hoffnung, sie möchte auf dem Balkon erscheinen.

Derweil empfängt Charlotte einen Besuch nach dem anderen. Wer sich ~~am~~ einfindet, schützt gesellschaftliche Artigkeit, wohl auch Wissbegier vor, tut's aber in Wahrheit aus dem Bedürfnis nach Aussprache. Eine Fremde - und darf dennoch ältere, unverbrüchlichere Rechte geltend machen als irgendein Hiesiger. Welche Chance! Der Frau kann, ihr muss man sich anvertrauen. Sie wird man höchst aufgeschlossen, verständnisvoll, dabei unbefangen finden, angesichts des bemühenden Gegenstandes, um den es hier geht: Goethe.

Und T. M. zieht seine Kreise.

Die Besucher sind sehr verschiedenartiger Natur und stehen zu Seiner Excellenz in sehr verschiedenartiger Beziehung.

Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, vertrauter Sekretär und Reisebegleiter, ein hochgebildeter Mann, ist nicht ohne eigene Verdienste. In der Hauptsache aber betreut er den Meister und preist sich glücklich, ihm dienen zu dürfen. Ist er glücklich? Wie vorsichtig immer er sich ausdrückt, wie ehrlich er offenbar bewundert, - einige Bitterkeit ist nicht zu überhören. Mehr: dem Manne scheint daran gelegen, sie deutlich zu machen. Das Genie ist tyrannisch. Es weiss seine Leute auszubeuten, dass es eine Art hat. Bezaubernd ist es und beängstigend, ein Seelenfänger, - unschuldig, ruchlos, ein faszinierendes Monstrum.

Gebannten Herzens lauscht Charlotte. Allzugern bezweifelte sie Manches von dem, was sie hören muss, doch liegt es im Wesen der Wahrheit - ^{selbst} ~~noch~~ der kompliziertesten - dass sie den, der sie sucht, alsbald überzeugt. Und Lotte sucht ja, - unbedingt möchte sie lernen, um zu begreifen.

Riemers "Beichte" wird unterbrochen, sobald T. M. diesen weitesten Kreis geschlossen sieht.

Es ist Demoiselle Schopenhauer, Adele mit Namen, Arthurs Schwester, die sich nun melden lässt, und derentwegen Dr. Riemer das Feld räumt. Die junge Dame zählt zu Weimars geistiger Elite. Im literarischen Salon ihrer Mutter verkehrten Wieland, Grimm, die Brüder Schlegel, - lauter "Onkels" für die Kleine, - nur Goethe hat sie nie so genannt, - "es fügte sich nicht". Auch, dass heutzutage der grosse Alte ~~Manntrau~~ von dem Musenverein erfahre, dem Adele so schwärmerisch angehört, will sich nicht fügen. Oder, besser: man täte äusserst unklug, ihn mit

behelligen.

derlei zu ~~helfen~~ Uhland ? E.T.A. Hoffmann ? Schon recht,- Goethe will sie ja leben lassen, auch wenn sie seinetwegen gewiss nicht zu dichten brauchten. Dass aber seine Bewunderer, sein eigenster Hofstaat sich an ihren Schreibereien delectieren,- daran würde er möglicherweise den zornigsten Anstoss nehmen. Vielleicht auch nicht. Man wusste ja nie. Dabei war er nicht eigentlich ein Tyrann,- der Absicht nach nicht. Ginge es nach der, er wäre ein Menschenfreund reinsten Wassers und ~~wahrheits~~grössten Formats. Alles an ihm ist ja so schrecklich gross, und er selbst ganz selten nur schrecklich. Wie reizend er sein kann und wie kindlich, und wie gern er die Leute zum Lachen bringt,- ein besonders menschenfreundlicher Zug!

Sie spricht viel und gut, die kluge Demoiselle, und wieder trachtet Charlotte vergebens, leise Zweifel zu setzen in das Gehörte. Der Klang der Wahrheit ist unverkennbar. Und der zweite Kreis ist geschlossen.

Der letzte Besucher, den die Hofrätin heute empfängt, ist kein anderer als Herr Kammerrat von Goethe; - August ist es, der ungebändigte und unglückliche Sohn,-ausgeschickt, um Madame willkommen zu heissen und sie, nebst Verwandtschaft, einzuladen ins Haus auf dem Frauenplan,- "in drei Tagen von heute, um halber 3...".

Wir wollen's kurz machen: Auch August leidet; er liebt, bewundert, dient, verzehrt sich in Stolz und Kleinmut; weit intimer noch als Riemer und Adele kennt er Grösse und Unmenschentum, Zauber und Abscheulichkeit, Güte und Missgunst des Genies, das sein Vater ist, und dem er sich unterwirft, wie alle dies tun. "Was kann ich meinem Vater sein ?", ruft er; "Ich bin ein aufs Praktische gestellter Durchschnittsmensch...". Und doch ist er Sohn genug, Verse aus dem "Persischen Divan", die vorerst nur er besitzt, so zu charakterisieren: "Sie sind von ungeheurer, von unaussprechlicher Merkwürdigkeit. Es gab nie dergleichen... Nenne ich sie geheimnisvoll, so bin ich zugleich genötigt, sie kindlich klar zu nennen. Es ist - ja, wie es mitteilen - die Esoterik der Natur. Es ist das Persönlichste mit den Eigenschaften des Sternengewölbes, so dass das All ein Menschenantlitz gewinnt, das Ich aber mit Sternenaugen blickt. Wer will das aussagen!"

Der dritte und engste Kreis ist geschlossen. Die gute Charlotte - und mit ihr der Leser - weiss und begreift nun unendlich viel mehr von Wesen und Unwesen der gewaltigen Existenz, der sie einst nahe stand. Niemand, so scheint es, vermöchte heut' noch, den Abstand zu überwinden, den - willentlich oder nicht - Goethe geschaffen hat zwischen sich und den Menschen. "Mit Sternenaugen" blickt er auf sie herab, und wenngleich in ihm "das All^{ein} Menschenantlitz gewinnt", - so recht heimelig wird keinem zumute sein, der seine Nähe sucht.

T. M. sucht - und findet sie. Denn nun kommt "Das siebente Kapitel", Ausdrücklich heisst es so, während im übrigen die Abschnitte nur mit "Erstes", "Zweites Kapitel", etc., überschrieben sind. "Das siebente" freilich stösst vor ins Zentrum der Kreise.

Goethe erwacht früh an irgendeinem Morgen. Nun erst, da wir ihn schon zu kennen meinen, liefert T. M. ihn uns selbst. Es ist sein Innenporträt, das er uns zeigt, - ein Bild, im Stil etwa gewisser Impressionisten, - hingetupft, scheinbar zufällig oft und zerfliessend, doch in Wahrheit äusserst konzentriert, exakt und folgerichtig.

Der grosse Gedankenmonolog ergräift eine Vielzahl von Dingen, die Goethe gesagt, notiert, geschrieben - und andere, die er sehr wohl hätte sagen können, - die seines Geistes sind, zugehörig seiner Welt. Das träumt, webt, assoziiert, plant, verwirft, erinnert sich; es zürnt, liebt, bewundert (selten) und verachtet (häufiger); es fühlt, geniesst, weiss um die eigene Grösse, trauert dem Freund nach, dem längst verlorenen, - Schiller, der gleichfalls gross war und als Einziger alles verstand, - ach, jede geheime Absicht, jedes arge Versagen; und es dichtet; immer dichtet es, - dies Leben ist Dichtung, und Dichtung ist Opfer - ^{sinniert,} Lebensopfer. Der da ~~den Gedankenmonolog~~ weiss das, und der Augenblick wird kommen, da er es ausspricht.

Am Ende unseres Romans steht ein Gespräch, - geisterhaft, unwirklich, doch von tiefer Glaubwürdigkeit. Noch einmal, wie vor Zeiten, scheint Goethe nah. Es ist Lotte, zu der er spricht. "Du brachtest", sagt er, "ein Gleichnis, das mir lieb und verwandt ist vor allen, und von dem meine Seele besessen seit je: das von der Mücke und der tödlich-lockenden Flamme. Willst du denn, dass ich diese sei, worin sich der Falter

begierig stürzt, bin ich im Wandel und Austausch der Dinge die brennende Kerze doch auch, die ihren Leib opfert, damit das Licht leuchte, bin ich auch wieder der trunkene Schmetterling, der der Flamme verfällt, - Gleichnis alles Opfers von Leben und Leib zu geistigster Wandlung. Alte Seele, liebe, kindliche, ich zuerst und zuletzt bin ein Opfer - und ich bin es, der es bringt..."

Geisterhaft, doch versöhnlich, in zärtlich verschwebenden Moll-Harmonien schliesst unser Buch. Was vorangeht - die Geselligkeit bei Goethe - hat Kälte verbreitet, und, aller Vorbereitung zum Trotz, die Besucherin bitter enttäuscht. Dass der Ausklang schön ist, und das Wahre gültiger als das Wirkliche, bedeutet ihr - und uns - wahres und wirkliches Glück.

Unsererseits müssen wir um Entschuldigung bitten. Wir haben viel Raum vertan, vorgeblich, um einen Abschnitt einzuleiten, der vergleichsweise sehr kurz und schwerelos ist. Doch ging es um mehr, - um den Versuch nämlich, ein ungefähres Bild zu entwerfen von T. M.'s Goetheroman und - vielleicht - den Leser hinzuführen zu diesem Band. Wie dem aber sei: die Hofrätin Kestner, geb. Buff, ist eingetroffen in Weimar. Die unvermeidliche Eintragung ins Meldebuch des Gasthofs hat ihren Stern enthüllt, ohne dass sie noch wüsste, welche Sensation ihre Ankunft bedeutet. Ermüdet von der Reise und erregt angesichts des bevorstehenden Wiedersehens mit Goethe, wünscht sie, ungestört zu sein. Töchterchen und Zofe hat sie vorgeschickt, um ihrer aller Anwesenheit bei den Verwandten zu melden. Sie ist mit ihren Gedanken allein.

* * * * *

"JOSEPH"

"Ein humoristisches Menschheitslied", "ein verschämtes Menschheitslied", - so hat T. M. seinen vierbändigen Josepchs-Roman genannt. Das Werk umfasst beinahe 2000 Seiten, und 16 Jahre lang (mit ausgedehnten Unterbrechungen freilich) hat er daran gearbeitet. Er schrieb langsam. Zwei Seiten täglich, - mehr war es nie, was er durchschnittlich zu Papier brachte. Da er dies aber jeden Tag tat, den Gott ihm schenkte, und überdies Sorge trug, dass das Geschriebene dann auch wörtlich bleiben konnte, wie es war, kam so langsam, wie sicher, ein Gesamtwerk zustande, welches - allein dem Umfang nach - gross ist als Produkt eines einzigen Menschenlebens. Ob es gross sei, auch nach Qualitätsgraden gemessen, - sein Schöpfer wusste es nicht. Kein Welterfolg, keine Auszeichnung, selbst der Nobelpreis nicht, die höchste Ehrung, hat ihn je sicher, mit sich zufrieden, seines Nachruhms gewiss gemacht. "Unzufriedenheit mit sich selbst bildet ein Grundelement jedes echten Talentes." Das stammt von Anton Tschechow, dem bedeutenden russischen Erzähler und Dramatiker. Doch nicht zufällig hat T. M. - in einer seiner letzten Arbeiten - den Satz zitiert. Es ist ein doppelbödiger Satz, da - einerseits - jene "Unzufriedenheit" echt und ursprünglich sein muss, um ^{voll ins Gewicht zu fallen,} ~~günstig zu wirken~~, während, andererseits, schon das Wissen um die Bedeutung ebensolcher "Unzufriedenheit" ihren Wert herabsetzen könnte.

"Nur die Lampe sind bescheiden", - das Goethewort widerspricht dem Tschechow-Satz nur scheinbar. Was Goethe da meint, ist - vor allem - ein leichtes sich-Bescheiden, einen Mangel an höherem Ehrgeiz und dem Wunsch nach Vollendung. Und "Lump" in diesem Zusammenhang hat zwar die hergebrachte Bedeutung von "Tunichtgut", "Nichtsnutz", "Verräter" wohl auch, meint aber insbesondere eine "Lumpigkeit", welche das eigene Talent verriete, nicht genug aus ihm machte, "bescheiden" darauf verzichtete, das Aeusserste anzustreben.

Dies Aeusserste hat T. M. zeitlebens gewollt und war also sehr unbescheiden in seinen Anforderungen an sich selbst. Das schloss tiefe Bescheidenheit in der Beurteilung des eigenen Werkes nicht nur nicht aus, - es bedingte sie geradezu. Wer viel will, ist ungenügsam und macht es sich schwer.

Wie "Buddenbrooks" und "Der Zauberberg" war die Josephsgeschichte zunächst als knappe Erzählung geplant. Und wieder wollte das Werk es anders. "Das eigensinnig auf sich bestehende Produkt", so charakterisierte T. M. die Tetralogie, - "70 000 geruhig strömende Zeilen, welche die Urvorkommnisse des Menschenlebens, Liebe und Hass, Segen und Fluch, Bruderzwist und Vaterleid, Hoffart und Busse, Sturz und Erhebung kündend dahintragen...", - und, wirklich: nichts menschlich-Urmenschliches scheint vergessen oder ausgespart, in diesen vier Bänden. Die Absicht der Dichtung - nicht des Dichters! - war es von Anfang an, hinunterzusteigen in den "Brunnen der Vergangenheit", das Mythische heraufzuholen, nahezubringen, durchsichtig zu machen, zu vergegenwärtigen. Es hatte aber diese Absicht durchaus nichts zu tun mit Dingen scheinbar verwandter Natur. Wenn etwa G. B. Shaw oder Jean Giraudoux - um nur zwei bedeutende Beispiele zu nennen - mit modernen Mitteln tief Vergangenes ins Rampenlicht hoben, so ging es um relativ oberflächliche Wirkungen, - um die Komik, den Witz, den Effekt der Gegensätzlichkeit. Julius Caesar in feierlicher Toga - und spricht wie unsereiner, - nein, viel brillanter, schlagender, ungezogener, - nämlich wie Shaw! Und Jupiter, der majestä-

tische Obergott,- auftretend mit der eleganten Lässigkeit, dem pariserischen Charme und der ganzen Anmut von Jean Giraudoux,- ein Heidenspass!

Ebendies ist das Josephs-Lied nicht. Der Bibel entnommen, verpflichtet bereits der Stoff zu Religiosität. Während aber Gott, der alleinige, lebendige, eifersüchtige Gott, den einst Abraham grübelnd und deutend hervorgebracht und mit dem er den Bund schloss, die unendlich überragende, Grösstes wie Kleinstes durchdringende Rolle spielt, die Ihm zukommt, steht doch der Mensch im Zentrum der göttlichen Schöpfung. Denn ohne ihn, den Menschen, könnte Gott nicht sein,- so wenig, wie jener sein könnte ohne diesen.

Religion, Religions-Geschichte und -Philosophie,- natürlich sind sie unabdingbar für "Joseph und seine Brüder". Dennoch geht es essentiell um den Menschen, wie er - immer schon - war und - immer wieder - sein wird, weil Gott ihn so und nicht anders geschaffen. Mag sein (T. M. nimmt dies an), der Mensch ist "ursprünglich", er ist "damals" deutlicher gewesen, dem Typ nach,- es gab Leute, die waren vornehmlich genäschig, neugierig, gutmütig oder schlau. Daneben aber,- neben dem Hauptmerkmal ihres Typs,- hatten sie bereits sämtliche Eigenschaften, die uns Heutige ausmachen, auszeichnen oder im Wert herabsetzen. Und die Josephsgeschichte der Bibel,- kurz und bündig, wie sie dort widergegeben ist,- enthält im Keim schon alles, was ein moderner Erzähler brauchte, um sich ein "verschämtes", dabei "humoristisches Menschheitslied" daraus zu machen.

Fasst ^{ins} ~~man~~ ~~schon~~ T.M.'s Hauptwerke ~~xxx~~ Auge,- die drei mit ~~weiten~~ Abstand umfangreichsten Romane,- so ergibt sich folgender Aufbau: "Buddenbrooks",- das war nach Stoff und Idee ein kerndeutsches Buch. Auch verrät schon der Untertitel, "Verfall einer Familie", die "Bescheidenheit" der Konzeption: Um einen Einzelfall sollte es gehen, um die Geschichte einer Familie,- der eigenen. - Quellenstudium? Da war alles schön beieinander,- und die Archive der Vaterstadt Mitter und Geschwister, Stammbäume, Chroniken, ~~und~~ Familienpapiere gaben erschöpfend Auskunft, und wenn freilich von Anfang an feststand, dass der Melancholie des "Verfalls", der Todesnähe, viel Komik beigegeben sein müsse, so wusste der Autor, das genau diese Mischung ihm eingeboren war. Der "Sympathie mit dem Tode" hat er schliesslich entsagt. Ohne Humor aber kam er nicht aus,- im Leben so wenig wie im Dichten,- selbst wo in der Dichtung nachtschwarze Tragik den Grundton abgab.

Dass "Buddenbrooks" das Buch nicht wurde, welches dem Autor vorgeschwebt hatte; dass es weit über sich hinauswuchs ins "Repräsentative", wissen wir schon. Der "Verfall einer Familie" war prophetisch zum Verfall geworden - nicht nur des deutschen, sondern des Bürgertums überhaupt. - Dennoch: dieser erste grosse Roman, den unkluge Kritiker damals für ein Stück "Heimatkunst" hielten, war noch durchaus "deutsch" konzipiert.

Anders "Der Zauberberg", der gleich aufs Europäische hinauswollte. Schon der Ort der Handlung, "Das internationale Sanatorium Berghof", bestimmt den Charakter des Buches, dessen junger Held, - ein Deutscher immerhin, - sich von "Ausländern" umgeben sieht und von solchen ~~unverwundbar~~ verführt, beraten, umkämpft wird. Nicht mehr, wie in "Buddenbrooks", steht deutsche Gemeinschaft im Mittelpunkt. Europa war visiert, und die ganze Dialektik des Abendlandes wird ins Spiel gebracht, - ein Spiel, welches denn auch mit dem "Donnerschlag", dem Ausbruch des Krieges von 1914 endet.

Wieder anders - ganz anders - die Josephs-Tetralogie. Unbeirrbar zieht T. M. seine Kreise, - um ein Land, einen Erdteil, einen Stern. War es erst das Deutschland des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, das er "einfing", um in der Folge das Europa der Vorkriegsjahre zu umfassen, so ist es nun die Menschheit, die er besingt und zwar nicht die Erdbevölkerung einer bestimmten, historisch genau belegbaren Epoche, vielmehr den Menschen der Frühe, ihn, den kein Historiker kannte, und der vom Dichter dingfest gemacht, hingestellt, beseelt sein wollte.

"Beselung", - T. M. liebte das Wort so sehr, weil alles Dichten ihm darin enthalten schien. Und wenn es ihm gelang, im "Joseph" den Mythos zu beseelen, so war er - für diesmal - am Ziel seiner Wünsche.

"Ein Menschheitslied". Welche Strophe unter den zahllosen sollten wir wählen? Wir haben uns für die eine entschlossen, die in Wahrheit gesungen wird - von Serach, einer Enkelin Jaakobs, die also eine Nichte ist des Joseph, der nichts von ihr weiss. Wie könnte er?

Joseph, "Sohn der Rechten" und Abgott seines Vaters, wurde, 17jährig, von den Brüdern verkauft, - an wandernde Händler, die ihn weiterverkauften im fernen Aegypterland. Dort - man "weiss" es - hat er es phantastisch weit gebracht, sitzt zur Rechten Pharaos und ist Herr geworden über die Fremde. Immer aber stand geschrieben, dass er, wenn seine Geschichte sich erfüllt hätte, die Seinen "Nachkommen" lassen würde, - die ~~Brüder~~ elf Brüder erst und schliesslich den Vater.

Nun ist es soweit. Die grosse Erkennungsszene hat stattgefunden in Aegypten, und auf weitem Rückweg nähern die Brüder sich der väterlichen Siedlung. Wieder aber, wie damals, als es galt, dem Jaakob das Unfassbare mitzuteilen und es ihm zu versetzen, dass Joseph tot sei, - wieder haben sie Angst. Denn ist eine Nachricht erst einmal ungeheuerlich, übersteigt sie - "auf Anhieb" - das menschliche Fassungsvermögen und wirft den Empfänger um, sodass er auf den Rücken fällt, - dann macht es wenig aus, ob die Nachricht fürchterlich sei oder gut über alle Begriffe. Sie ist ungeheuerlich, will sagen, gefährlich.

So empfanden die Brüder und rätselten, wie sie's dem Vater beibringen sollten, - möglichst schonend und so, dass er bei sich bliebe und nicht völlig ausser sich geriete, wie vor Zeiten.

Dem Kapitel "Verkündigung" schicken wir einen kurzen Abschnitt voraus. Mit ihm schliesst das vorangehende, das überschrieben ist: "Wie fangen wir's an?"

* * * * *

Zu

Franklin Roosevelt

"F.D.R.", wie er allgemein hiess, ist in deutschen Landen - Oesterreich ausnahmsweise inbegriffen - vornehmlich als "Mann von Malta" bekannt. Angeblich hat er dort den Sowjets die Schlüssel zu Europa übermacht und die deutsche Teilung verschuldet. Hätte er gelebt, womöglich wäre ~~xx~~ auch noch der berühmte "Morgenthau-Plan" in die Tat umgesetzt, und Deutschland, seiner Industrien beraubt, in einen Agrarstaat umgefälscht worden.

Wie irrig dies alles!

Eine Analyse von "Malta" verböte sich uns aus Raumgründen, selbst wenn sie im übrigen angezeigt wäre. Was aber nützt, ist weniger die Zurückweisung schlecht fundierter Anklagen als ein knapper Hinweis auf die enorme Lebensleistung des Präsidenten.

Roosevelt, das war zunächst und vor allem der Retter Amerikas, als die Nation vor dem ökonomischen Zusammenbruch stand. Die Wirtschaftskrise von 1931/32 hatte die Arbeitslosigkeit auf den Stand von Millionen und die hungernden Massen zur zornigsten Verzweiflung gebracht. Das Gangstertum trieb Dschungelblüten. Die "Prohibition" - totales Alkoholverbot - zeitigte ein Riesengeschlecht von organisierten Schwerverbrechern. Ihre Banden terrorisierten das Land, verschoben ausländische Schmuggelware zu abenteuerlichen Preisen, brachten aber in der Hauptsache selbstgepanschtes Zeug unter die Leute. Der Methyalkohol, den sie verwendeten, führte zu schweren Sehstörungen, ja zu Erblindungen. Die "Gangs" lieferten einander blutige Schlachten, korrumpierten die Polizei, erpressten und bedrohten ihre unseligen Kunden. Nie ist "drüben" annähernd soviel - und so schlecht - getrunken worden wie damals. Um zehn Uhr früh im Bureau einem fremden Besucher keinen Alkohol anzubieten, war äusserst ungastlich, und das Angebot abzulehnen, krasse Undankbarkeit. "Hip Flasks", "Hüft fläschchen" mit Sprit trug man ständig ^{bei} ~~xxx~~ sich, ~~xxxxxx~~ um doch keinen Augenblick "ohne" zu sein. Der Bürger trank nicht, obwohl, sondern weil es verboten war. Er trank auch aus Angst und um sich zu betäuben. Je geschwinder die Krise einem unausdenkbaren Höhepunkt entgientrieb, desto allgemeiner wurde die Furcht. Millionäre machten rudelweise Bankrott und stürzten sich aus den Fenstern ihrer Wall Street-Paläste. Aufruhr, Umsturz, das Ende des kapitalistischen Systems, - alles konnte kommen.

Dann kam Roosevelt und mit ihm die grosse Wirtschaftsreform, die unter dem Namen "New Deal" in die Geschichte einging.

Was tat der Präsident ?

Um es auf die kürzeste - eine sehr vereinfachte - Formel zu bringen: Er rettete den Kapitalismus vermittels des Sozialismus. Die umfassende Planwirtschaft, die er einführte, trug stark sozialistische Züge, diente aber keineswegs der Enteignung privater Betriebe oder gar der Vergabe der Macht an das Proletariat. Ein Arbeitsbeschaffungsprogramm von nie und nirgends dagewesenen Ausmassen reduzierte einerseits die Arbeitslosigkeit auf ein Minimum, während andererseits Projekte in Angriff genommen wurden, die überfällig waren. Raubbau in den Wäldern, seit Generationen ruchlos geübt, hatte zu furchtbaren Erdrutschen und Ueberschwemmungen geführt. Nun wurde aufgeforstet - überall im Land. Staudämme, Strassen, Fabriken, Siedlungen, Hotels entstanden. Die Gewerkschaften - bisher ungern geduldet - gelangten zu Einfluss, ohne eine Macht anzustreben, die bei F.D.R. so offensichtlich in guten Händen lag. Wer arbeiten wollte, brauchte sich nur zu melden. "W.P.A." ("Work Program Administration") schuf Platz für alle. Selbst Schriftsteller, Schauspieler, Photographen, etc. fanden Anstellung.

Die Reichen rieben sich die Augen. Wie war das ? Verhasste Wege hatten zur Rettung geführt. Die Steuern zwar waren gestiegen, in der Hauptsache aber hatte der Staat die Kosten getragen eines Experiments, das sich - einmal gelungen - nun so prächtig bezahlt machte. Zeit seines Lebens blieb er den Reichen verdächtig, dieser F.D.R., der sich, selbst sehr vermögend, die Herzen der Armen im Sturm eroberte und vier Mal gewählt wurde, ein absolutes Unicum in der Geschichte der USA.

Als Retter also der Wirtschaft führte Roosevelt sich ein. Das Gangstertum bekämpfte er am wirksamsten durch Aufhebung des sinnwidrigen Alkoholverbotes. Plötzlich unbeschäftigt, fielen die Banden auseinander, und der Terror war gebrochen, auch wenn bald neue Spielhöllen sich aufboten - illegal ihrerseits -, und überhaupt organisiertes Gangsterwesen unausrottbar scheint in ~~den~~ den Staaten.

Roosevelt tat mehr : Er führte sein Land hinaus aus der Isolierung, in die, seit Wilsons Tod, seine Vorgänger es gebracht. Es in den Krieg zu führen, widersprach allen seinen Absichten. Die "Achsen-Mächte" zwangen ihn dazu.

"Mann von Älta" ? Aber geht! Dass er schon krank war, als man dort tagte, schon vom Tode gezeichnet,- soll nichts entschuldigen. F.D.R. bedarf keiner Entschuldigung. Hätte das Schicksal ihn einer bedürftigen Welt ein paar Jahre noch erhalten,- der Kalte Krieg und die Folgen wären ihr erspart geblieben. Die "Entspannungspolitik", heute so allgemein gepriesen und so halbherzig praktiziert,- Roosevelt wollte sie rechtzeitig und ganz. Glaubt's oder nicht,- doch lest, was T.M. von ihm sagt.

* * * * *

Zu

Felix Krull

T. M.s letzter Roman, "Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull", blieb unvollendet. 1954, ein Jahr vor dem Tode des Autors, erschien "Der Memoiren^{Erster Teil}" und brachte ihm einen Erfolg, wie er ihn - so schnell, einmütig und verbehaltlos - noch nie erlebt. Die Auflagen jagten einander. Alle Welt schien vernarrt in diesen "Felix", und dass dessen Lebensbericht nur ja nicht abbreche, dass man nur ja bald erfahre, wie es weiter gehe mit dem unsoliden Gold^{knaben}, war das dringende Anliegen zahlloser Leserbriefe von Jung und Alt. Leider blieb es dennoch bei dem grossen Fragment (441 Seiten).

Anlässlich eines Vorabdrucks schrieb der Dichter die "Einführung", die wir folgen lassen. ~~Die Einführung ist ein Teil des Romans und enthält die wichtigsten Hinweise auf das Wesen und die Absicht des Autors.~~ Ausser einer knappen Inhaltsangabe ~~gibt~~ ^{des Romans:} der Text wichtige Hinweise auf Wesen und Absicht ~~des Autors.~~

"Das Buch, von dem dieses Kapitel eine Episode ist, begann ich schon vor mehr als vierzig Jahren, unterbrach mich damals darin um anderer Aufgaben willen und veröffentlichte vorläufig das Fragment unter dem Titel 'Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull'. Erst kürzlich habe ich mich darangemacht, ihm eine Fortsetzung zu geben und es vielleicht, wenn Zeit und Kräfte reichen, zu vollenden. Die Erzählung, in Memoirenform vorgetragen, gehört zum Typ und zur Tradition des Abenteuerromans, dessen deutsches Urbild der 'Simplicius Simplicissimus' ist. Sie spielt gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts, und ihr Held, dieser Felix Krull, ist ein junger Mann von etwas zweifelhafter Herkunft, Sohn eines bankrotten rheinischen Schaumweinfabrikanten, der durch Selbstmord endet. Der Junge, von der Natur sehr freundlich ausgestattet, sehr hübsch, sehr gewinnend, ist eine Art von Künstlernatur, einfräumer, Phantast und bürgerlicher Nichtsnutz, der das Illusionäre von Welt und Leben tief empfindet und von Anfang darauf aus ist, sich selbst zur Illusion, zu einem

Lebensreiz zu machen. Verliebt in die Welt, ohne ihr auf bürgerliche Weise dienen zu können, trachtet er danach, sie wiederum verliebt zu machen in sich selbst, was ihm kraft seiner Gaben auch wohl gelingt. Er ist ein Mensch, der, so begünstigt seine Individualität von Natur wegen ist, sich doch niemals in dieser Individualität genügt, sondern schauspielerisch ins andere ~~hinüber~~ hinüberstrebt, - besonders in die Sphäre der Vornehmheit; denn von Natur fühlt er sich als bevorteilt und vornehm, ist es aber nicht seinem gesellschaftlichen Range nach und korrigiert diesen ungerechten Zufall durch eine seiner Anmut sehr leichtfallende Täuschung, durch Illusion.

Sein eigentliches Anliegen, sein tiefstes Ungenügen an der eigenen Individualität geht aber weiter. Es ist ein Verlangen aus sich heraus, ins Ganze, eine Welt-Sehnsucht, die, auf ihre kürzeste Formel gebracht, als Pan-Erotik anzusprechen wäre. ~~Es ist ein Verlangen aus sich heraus, ins Ganze, eine Welt-Sehnsucht, die, auf ihre kürzeste Formel gebracht, als Pan-Erotik anzusprechen wäre.~~

Das äussere Leben des Felix verläuft, ~~kurz zusammengefasst, wie folgt.~~ Nach dem Tode seines Vaters in der rheinischen Provinzstadt eröffnet seine Mutter in Frankfurt am Main eine kleine Fremdenpension, und der Junge, der nie mit einer Schule fertig geworden ist, treibt sich schauend, gierig die Bilder der Welt in sich aufnehmend, auch auf eine oder die andere Weise ein bisschen Geld verdienend in der grossen Stadt herum. Vom Militärdienst, als die Stunde kommt, simuliert er sich auf geniale Weise frei (denn Krankheit vorzutäuschen ist er sogar besonders begabt) und kann nun also, zirka neunzehnjährig, in Paris eine Stellung antreten, die ihm sein Pate, ein schrulliger Maler, durch seine Verbindungen in einem grossen Hotel verschafft hat. Auf der Reise, bei der 'Douane', entwendet er einer Dame ein Juwelengkästchen und hat, als Liftboy, dann mit eben dieser Dame ein noch weiter einträgliches Liebesverhältnis. Sie ist Elsässerin, sehr reich verheiratet, dabei Dichterin, die in ihm eine Verkörperung des Hermes, des gewandten Gottes der Diebe sieht. So macht er die Bekanntschaft seines mythischen Urbildes. Vom Lift wird er nach einiger Zeit als Kellner in den Speisesaal versetzt und lernt dort einen jungen Luxemburger Aristokraten kennen, einen Marquis de Venosta, der häufig das Restaurant

besucht, entweder allein oder mit seiner Geliebten, einer reizenden kleinen Chanteuse namens Zaza. Der junge Marquis, reicher Leute Sohn, der in Paris ein bisschen die Malerei betreibt, hat es sich in den Kopf gesetzt, das Persönchen zu heiraten, wovon seine Eltern Wind bekommen und, entsetzt über die beabsichtigte Mesalliance, ihn davon abzuhalten suchen. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, ihn aus Paris zu entfernen und ihn von Zaza loszumachen, schreiben sie ihm eine einjährige Weltreise vor, in die er, da ihm sonst Enterbung droht, willigt. Er ist aber verzweifelt und sucht nach einem Ausweg, der es ihm ermöglicht, heimlich bei seiner Geliebten zu bleiben. So kommt es zu einer Verabredung zwischen ihm und Felix, von dem er wie alle Welt sehr angetan ist, dass dieser statt seiner, unter seinem Namen, als Marquis de Venosta, ausgerüstet mit seinen Kreditbriefen, die Reise machen soll, während Louis selbst sich mit seiner Zaza in einer Pariser Vorstadt verborgen hält. Das ist die Situation, - eine von Felix durch suggestive Mittel mehr oder weniger herbeigeführte Situation. Wir finden nun also unseren Helden in seiner neuen Rolle, die ihn überglücklich macht, zu Beginn seiner Reise im Zuge nach Lissabon, von wo es nach Südamerika, Argentinien, Buenos Aires mit ihm weitergehen soll."

Soweit T. M.

"Der Junge... ist eine Art von Künstlernatur, ein Träumer, Phantast und bürgerlicher Nichtsnutz...". Dem Satz - obwohl er in der "Einführung" nur eben hingesagt scheint - kommt hervorragende Bedeutung zu. Denn was immer sonst der Dichter gewollt haben mag mit seinem Schelmenroman, eins ist gewiss: Letztendlich greift er hier zurück auf ein Grundmotiv des Gesamtwerks, - auf Problematik und Zauber allen Künstlertums. Im Falle "Felix" überwiegt der Zauber. Während in harter Arbeit der Künstler Illusion schafft, macht der Junge "sich selbst zur Illusion, zu einem Lebensreiz." Und genau dieser Reiz ist es zweifellos, der dem "Krull" die Herzen eroberte und auch die Verfilmung zum "Hit" werden liess.

Sogar die strengen Militärs, mit denen Felix sich gleich herum-
schlagen wird, fallen nicht ungern auf ihn herein. In aller Här-
beissigkeit können sie nicht umhin, ihn nett zu finden und es -
heimlich - zu bedauern, dass er diese grässliche Krankheit hat. -
Lasst sehen, wie er die Musterung "besteht".

* * * * *

	Seiten
Buddenbrooks (1901) (Elfter Teil, Zweites Kapitel)	52,5
Bilse und ich (1906) (Altes und Neues, S. 19)	12,5
Das Eisenbahnglück (1909) (Erzählungen, S. 416)	10
Schwere Stunde (1905) Erzählungen, S. 371)	18,5
Schiller-Rede (1955) (separat)	22
Tonio Kröger (1903) (Erzählungen, S. 271)	18
Im Spiegel (1907) (Altes und Neues, S. 663)	3,5
Königliche Hoheit (1909) (Kapitel "Der hohe Beruf", St.G. Seite 159)	21,5
Kinderspiele (1904) (Altes und Neues, S. 673)	3
Erziehung zur Sprache (1920) (Altes und Neues, S. 706)	5,5
Unordnung und frühes Leid (1925) (Erzählungen, S. 618)	39,5
Hugo von Hofmannsthal (1929) (Altes und Neues, S. 193)	5
Der Zauberberg (1924) (S. 166, Absatz 2 - S. 175, S. 295, Absatz 2 - S. 307)	22
Katja Mann (1953) (Autobiographisches, S. 278)	6
Bonner Brief (1937) (Altes und Neues, S. 603)	6,5
Zehn Millionen Kinder (1938) (Reden und Aufsätze II, 1965, S. 552)	4
Lotte in Weimar (1939) (St. G., S. 30 - 37)	8
Joseph (1943) (Joseph und seine Brüder, B.II, St.G. 1962, S. 1701 beginnend mit "Den letzten Tag...", abschliessend Kapitel "Verkündigung")	17,5
Franklin Roosevelt (1945) (Altes und Neues, S. 655)	3,5
Die Lager (1945) (Reden und Aufsätze II, 1965, S. 643)	2,5
Felix Krull (1954) (Kapitel 5 von Zweites Buch, St.G., S. 103)	24,5
	306

- 1 Julia, Thomas, Carla, Heinrich - 1887
- 2 oben : Das Haus im Münchner Herzogspark
- 2 unten : Sommerhaus in Bad Tölz mit Wickelkind Golo, Erika und Klaus, sowie Hund Metz. 1909.
- 3 oben : München, 1915, Frau Katja mit den vier Kindern
- 3 unten : München, 1927. Die ganze Familie: Monika, Michael, Golo, Frau Katja, T. M., Elisabeth, Klaus, Erika
- 4 oben : Portrait von Friedrich August von Kaulbach; Katja, etwa 15jährig
- 4 unten : München, 1907, mit Klaus und Erika
- 5 oben : St. Moritz, 1931 - Hermann Hesse, T. M., Jakob Wassermann
- 5 unten : Salzburg, 1935 - Bruno Walter, T. M., Arturo Toscanini (~~Aufnahme von Stefan Zweig~~)
- 6 oben : Pacific Palisades, Californien - Rückseite des T. M.-Hauses
- 6 unten : In seinem californischen Garten - um 1950
- 7 New York, ~~1935~~ 1934
- 8 Californien, 1948 - mit Enkel Frido, stehend, und Enkel Toni
- 9 oben : Californien, 1948
- 9 unten : Californien, 1944, mit den Enkeln
- 10 oben : London, 1947, mit Erika
- 10 unten : Californien, 1950, mit Zitronenbaum und Pudel Alger (Photo: Condé Nast)
- 11 oben : Der Schreibtisch
- 11 unten : Korrigierend - Kilchberg, 1955 (Photo: Thea Goldmann)
- 12 Aus "Joseph und seine Brüder"
- 13 oben : T.M.-Haus in Kilchberg am Zürichsee
- 13 unten : Zimmer Erika Mann in Kilchberg
- 14 oben : Später Hochzeitstag
- 15 oben : Erlenbach bei Zürich, 1953
- 15 unten : Vorlesung in Lübeck, 21. Mai 1955
- 16 1946 (Photo: Karsh Ottawa)